This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

459

Vet. Ger. III A. 25

Norddeutsches Jahrbuch
für
Poesie und Prosa.

Mit Beiträgen
von

K. Beck, J. Blau, J. P. Eckermann, Em. Geibel, Ad. Harnisch, A. Hesse, Hoffmann von Fallersleben, Fr. L. Jahn, K. Julius, J. Kerner, Theod. Kerner, G. Kinkel, Krug v. Nidda, K. A. Mayer, E. Mörike, H. Ottenheimer, A. Peters, H. Pröhle, R. E. Prutz, H. Rollett, Fr. Saß, H. Schiff, Gust. Schwetschke, L. Storch, T. Ullrich und O. L. B. Wolff.

Herausgegeben
von

Heinrich Pröhle.

1847.

Merseburg,
Louis Garcke.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
20 MAR 1961
OF OXFORD
LIBRARY

Inhalt.

Novellen.

Die rothe Grete. Eine Erzählung aus Niedersachsen von **Friedrich Saß** . . . . . S. 1 — 110.
Graf und Reitknecht. Novelle von **August Hesse** „ 111 — 146.
Das arme Fräulein. Eine Dorfnovelle von **Hermann Schiff.** (Verspätet eingegangen.) . „ 267 — 298.

Gedichte.

Eduard Mörike.

1. Die schöne Buche . . . . . „ 149 — 150.
2. Der Petrefactensammler . . . . . „ 151 — 152.
3. An Philomele . . . . . „ 153 . . .
4. Epistel. An Longus . . . . . „ 154 — 157.
5. Erbauliche Betrachtung . . . . . „ 158 — 160.
6. Inschrift auf eine Uhr mit den drei Horen „ 161 . . .
7. Am Rheinfall bei Schaffhausen . . . . . „ 162 . . .

Justinus Kerner.

Der Garten zu Schweigern . . . . . „ 163 — 165.

Theobald Kerner.

1. Natürliche Grazie . . . . . „ 166 — 167.
2. Regenbogen . . . . . „ 168 . . .

Hermann Rollett.

„In der Bibel wahrheiterfülltem Buch" . . S. 169 . . .

Karl Julius.

1. Der Deutschungar . . . . . „ 170 — 171.
2. Polenlieder von 1846 (I. II.) . . . . . „ 172 — 173.
3. Ein Bild . . . . . „ 174 . . .
4. Der Ungeliebte . . . . . „ 175 . . .
5. Herbst (I. II.) . . . . . „ 176 — 177.

Emanuel Geibel.

Herbstlieder (I — III.) . . . . . „ 178 — 182.

K. A. Mayer.

1. Der Fürst vom Walde . . . . . „ 183 — 184.
2. Das sterbende Kind . . . . . „ 185 — 186.

Adolf Peters.

1. Der Wanderer im Heidelberger Schlosse . „ 187 — 188.
2. Die Blume . . . . . „ 189 — 190.
3. Alpenfrieden . . . . . „ 191 — 192.

August Hesse.

1. Stiefmütterchen . . . . . „ 193 . . .
2. Abendlied . . . . . „ 194 . . .

Johannes Blau.

1. Im Walde (I. II.) . . . . . „ 195 — 197.
2. Der Nix . . . . . „ 198 — 199.
3. Sonett . . . . . „ 200 . . .

Adalbert Harnisch.

„Was einmal recht im Leben lieb uns war" „ 201 . . .

Gottfried Kinkel.

1. Einsamkeit . . . . . „ 202 — 204.

2. Ein Bild . . . . . S. 205 — 206.
3. Abends . . . . . „ 207 — 208.

Henriette Ottenheimer.
„Hörst du das Lied...?" . . . . . „ 209 . . .

J. P. Eckermann.
Hohes und Niederes . . . . . „ 210 — 212.

Friedrich Krug von Nidda [1]).
1. Waidmanns Phantasieen . . . . . „ 213 — 215.
2. Armenhymne . . . . . „ 216 — 217.

Friedrich Ludwig Jahn.
„Wem umsonst der Geistesfunke glüht" . . „ 218 . . .

Hoffmann von Fallersleben.
Drei neue Lieder . . . . . „ 219 — 221.

Ludwig Storch.
Deutsche Löschanstalten . . . . . „ 222 — 225.

Gustav Schwetschke.
Provinzial-sächsisches Sommerlied von 1846 [2]) „ 226 — 227.

R. E. Prutz.
1. Thalatta! Thalatta! . . . . . „ 228 — 229.
2. Eppelin von Geilingen . . . . . „ 230 — 234.
3. Kurze Rast . . . . . „ 235 — 236.
4. H. C. Andersen, dem Märchendichter . . „ 237 . . .
5. „Weh Euch, Ihr stolzen Hallen!" . . „ 238 . . .

---

1) Die beiden Gedichte von Krug v. Nidda sind dem handschriftlichen Nachlasse entnommen, der sich in den Händen seiner zu Merseburg lebenden Wittwe befindet. D. R.

2) S. 227 das 6. Wort in der 1. Z. v. o. lies „feurig."

6. Prolog zu Wilhelm Tell, vorgetragen auf dem Stadttheater zu Leipzig, am Schillerfest . . . . . S. 239 — 242.

Titus Ullrich.

Dithyrambe an die Jugend . . . . . „ 243 — 248.

Karl Beck.

1. Wo Tauben sind . . . . . „ 249 . . .
2. Eine Trauerweide in Berlin . . . . . „ 250 — 251.

Heinrich Pröhle.

1. Wie die Bergleute die Weber todtgeschlagen haben*) . . . . . „ 252 — 254.
2. Die Prophetenschulen in Israel . . . . „ 255 — 256.
3. Noch ist Polen nicht verloren . . . . „ 257 . . .
4. Emancipirte Krebse . . . . . „ 258 . . .
5. Wartburg . . . . . „ 259 — 261.
6. Waldfräulein . . . . . „ 262 — 263.

Hermann Schiff.

Drei Sprüche. (Verspätet eingegangen.) . . „ 264 — 266.

Feuilleton.

I. Eine Vorlesung über die Leiden und die Lieder des Castellans von Coucy und die Liebe im Mittelalter überhaupt, vor Damen, Studenten und Professoren in Jena gehalten von **D. L. B. Wolff** . . . . . „ 299 — 341.

II. An eine Dame in Oestreich. Von **August Hesse** . . . . . „ 342 — 354.

---

1) S. 253 in der 5. Zeile v. u. bittet man zu lesen „gescheh'" für „geschah."

Gedichte

von

Eduard Mörike, Justinus Kerner, Theobald Kerner, Hermann Rollett, Karl Julius, Emanuel Geibel, K. A. Mayer, Adolf Peters, August Hesse, Johannes Blau, Adalbert Harnisch, Gottfried Kinkel, Henriette Ottenheimer, J. P. Eckermann, Krug von Nidda (†), Fr. Ludw. Jahn, Hofmann v. Fallersleben, Ludwig Storch, Gustav Schwetschke, R. E. Prutz, Karl Beck, Titus Ullrich und Heinrich Pröhle.

Eduard Mörike.

1. Die schöne Buche.

Ganz verborgen im Wald kenn' ich ein Plätzchen, da stehet
Eine Buche, man sieht schöner im Bilde sie nicht.
Rein und glatt, in gediegenem Wuchs, erhebt sie sich einzeln,
Keiner der Nachbarn rührt ihr an den seidenen Schmuck.
Rings, so weit sein Gezweig der stattliche Baum ausbreitet,
Grünet der Rasen, das Aug' still zu erquicken, umher;
Gleich nach allen Seiten umzirkt er den Stamm in der Mitte;
Kunstlos schuf die Natur selber dieß liebliche Rund.
Zartes Gebüsch umgränzet es erst; hochstämmige Bäume,
Folgend in dichtem Gedräng', wehren dem himmlischen Blau:
Neben der dunkleren Fülle des Eichbaums wieget die Birke
Ihr jungfräuliches Haupt schüchtern im goldenen Licht.

Als ich unlängst einsam, von neuen Gestalten des Sommers
Ab dem Pfade gelockt, dort im Gebüsch mich verlor,
Führt' ein freundlicher Geist, des Hains auflauschende Gottheit,
Hier mich zum erstenmal, plötzlich, den Staunenden, ein.
Welch' Entzücken! Es war um die hohe Stunde des Mittags,
Lautlos Alles, es schwieg selber der Vogel im Laub.
Und ich zauderte noch, auf den zierlichen Teppich zu treten,
Festlich empfing er den Fuß, leise beschritt ich ihn nur.
Jetzo gelehnt an den Stamm (er trägt das breite Gewölbe
Nicht zu hoch) ließ ich rundum die Augen ergehn,
Wo den beschatteten Kreis die feurig strahlende Sonne
Fast gleich messend umher säumte mit blendendem Rand.
Aber ich stand und rührte mich nicht; dämonischer Stille,
Unergründlicher Ruh' lauschte mein innerer Sinn;
Eingeschlossen mit dir in diesem sonnigen Zauber-
Gürtel, o Einsamkeit, fühlt' ich und dachte nur dich!

2. Der Petrefactensammler.

An Lotte und Clärchen.

Einmal noch an Eurer Seite,
Meinen Hammer im Geleite,
Jene Frickenhauser Pfade,
Links und rechts und krumm und grade
An dem Bächlein hin zu scherzen,
Dieß verlangte mich von Herzen.
Aber dann mit tausend Freuden
Gleich den Hügel auf zu weiden,
Drin die goldnen Ammoniten,
Lias-Terebratuliten,
Pentakrinen auch, die zarten,
Alle sich zusammenschaarten, —
Den uns gar nicht ungelegen
Just ein warmer Sommerregen
Ausgefurcht und abgewaschen,
Denn so füllt man sich die Taschen.
Auf dem Boden Hand und Knie,
Kriecht man fort, o süße Müh'!
Und dazwischen mit Entzücken
Nach der Alb hinauf zu blicken,
Deren burggekrönte Wände
Unser sonnig Thalgelände,

Rebengrün und Wald und Wiesen
Streng mit dunkeln Schatten schließen!
Welche liebliche Magie
Uns im Rücken übten sie!
Eben noch in Sonne glimmend,
Und in leichtem Dufte schwimmend,
Sieht man schwarz empor sie steigen
Wie die blaue Nacht am Tag!
Blau, wie nur ein Traum es zeigen,
Doch kein Maler tuschen mag.
Ja, sie scheinen nah zu rücken,
Immer näher, immer dichter,
Und die gelben Regenlichter
All' in unser Thal zu drücken!
Wahrlich, Schön'res sah ich nie!

Wenn man nur an solcher Stätte
Zeit genug zum Schauen hätte!
— Wißt Ihr was? Genießt Ihr Beiden
Gründlich diese Herrlichkeiten,
Auch für mich genießet sie!
Denn mich ärgert's allerdinge,
Wenn das rein verloren ginge.
Doch, den Zweck nicht zu verlieren,
Will ich jetzt auf allen Vieren
Nach besagten Terebrateln
Noch ein Stückchen weiter kratteln;
Das ist auch wohl Poesie.

---

3. An Philomele.

Tonleiterartig steiget dein Klaggesang
Voll-schwellend auf, wie wenn man Bouteillen füllt:
Es steigt und steigt im Hals der Flasche —
Sieh', und das liebliche Naß schäumt über.

O Sängerin, dir möcht' ich ein Liedchen weih'n,
Voll Lieb' und Sehnsucht! aber ich stocke schon;
Ach, mein unselig Gleichniß regt mir
Plötzlich den Durst und mein Gaumen lechzet.

Verzeih! im Jägerschlößchen ist frisches Bier
Und Kegel-Abend heut': ich versprach es halb
Dem Oberamtsgerichtsverweser,
Auch dem Notar und dem Oberförster.

4. Epistel.

An Longus.

Von Widerwarten eine Sorte kennen wir
Genau und haben ärgerlich sie oft belacht,
Ja einen eig'nen Namen ihr erschufest du,
Und heute noch beneid' ich dir den kühnen Fund.

Zur Kurzweil gestern in der alten Handelsstadt,
Die mich herbergend einen Tag langweilete,
Ging ich vor Tisch, der Schiffe Ankunft mit zu seh'n
Nach dem Canal, wo im Getümmel und Geschrei
Von tausendhändig aufgeregter Packmannschaft,
Faß-wälzender, um Kist' und Ballen fluchender,
Der thätige Faktor sich zeigt und, Gaffens halb,
Der Straßenjunge, beide Händ' im Latze, steht.
Doch auf dem reinen Quaderdamme ab und zu
Spaziert' ein Pärchen, dieses faßt' ich mir in's Aug'.
Im grünen, goldbeknöpften Frack ein junger Herr,
Mit einer hübschen Dame, modisch aufgepfauscht.
Schnurrbartsbewußtsein trug und hob den ganzen Mann
Und glatt gespannter Hosen Sicherheitsgefühl,
Kurz, von dem Hütchen bis hinab zum kleinen Sporn
Belebet' ihn vollendete Persönlichkeit.
Sie aber lachte pünktlich jedem dürft'gen Scherz;
Der treue Pudel, an des Herren Knie gelockt,

Wird, ihr zum Spaße, schmerzlich in das Ohr gekneipt,
Bis er im hohen Fistelton gehorsam heult,
Zu Nachahmung ich weiß nicht welcher Sängerin.

Nun, dieser Liebenswerthe, dächt' ich, ist doch schon
Beinahe was mein Longus einen Sehrmann nennt,
Und auch die Dame war in hohem Grade sehr.
Doch nicht die affektirte Fratze, nicht allein
Den Gecken zeichnet dieses einz'ge Wort, vielmehr
Was sich mit Selbstgefälligkeit Bedeutung giebt,
Amtliches Air, vornehm ablehnende Manier,
Dieß und noch manches Andere begreifet es.
Der Principal vom Comptoir und der Canzellei
Empfängt den Assistenten oder Commis, — denkt,
Er kam nach Elfe gestern Nacht zu Hause erst —
Den andern Tag mit einem langen Sehrgesicht.
Die Kammerzofe, die kokette Kellnerin,
Nachdem sie erst den Schäker kühn gemacht, thut bös,
Da er nun vom geraubten Kusse weiter geht:
„Ich muß recht, recht sehr bitten!" sagt sie wiederholt
Mit seriösem Nachdruck zum Verlegenen.
Die Tugend selber zeiget sich in Sehrheit gern.
O hättest du den jungen Geistlichen geseh'n,
Dem ich nur neulich an der Kirchthür hospitirt!
Wie Milch und Blut ein Männchen, durchaus musterhaft;
Er wußt' es auch; im wohlgezog'nen Backenbart,
Im blonden, war kein Härchen, wett' ich, ungezählt.
Die Predigt roch mir seltsamlich nach Leyer und Schwert,
Er kam nicht weg vom schönen Tod für's Vaterland.
Ein paarmal gar riskirt' er, liberal zu sein,

Höchst liberal, — nun, halsgefährlich macht' er's nicht,
Doch wurden ihm die Ohren sichtlich warm dabei.
Zuletzt, herabgestiegen von der Kanzel, rauscht
Er strahlend, Kopf und Schultern wiegend, rasch vorbei
Dem duft'gen Reihen tief bewegter Jungfräulein,
Und richtig macht er ihnen ein Sehr-Compliment.
Besonders ist die Großmuth ungemein sehrhaft.
Denn der Student, von edlem Burschenthum erglüht,
Der zartfühlende Lieut'nant, schreibet seinem Feind,
Nach halb erklärtem Ehrenkampfe, hochherzig,
Lakonisch schön, ein Sehr-Billet; es rührt ihn selbst.
— So ein Herr X., so ein Herr Z., als Recensent,
Ist großer Sehrmann, Sehr-Sehrmann, just wenn er dir
Den Lorbeer reicht, beinahe mehr noch als wenn er
Mit Hohn sein Sic! und Sapienti sat! hinwirft.

Hiernächst versteht sich allerdings, daß Viele auch
Nur theilweis' und gelegentlich Sehrleute sind.
So haben wir an manchem herzlich lieben Freund
Ein unzweideutig Aederchen der Art bemerkt,
Und freilich immer eine Faust im Sack gemacht;
Doch wenn es nun vollendet erst erscheint, es sei
Mann oder Weib, der Menschheit Afterbild, — o wer,
Dem sich im Busen ein gesundes Herz bewegt,
Erträgt es wohl? wem krümmte sich im Innern nicht
Das Eingeweide? Gift und Operment ist mir's!
Denn wären sie nur lächerlich! sie sind zumeist
Verrucht, abscheulich, wenn du sie bei Licht besiehst.
Kein Mensch beleidigt wie der Sehrmann und verletzt
Empfindlicher; wär's auch nur durch die Art, wie er

Dich im Gespräch am Rockknopf faßt. Du schnöde Brut!
Wo einer auftritt, jedes Edle ist sogleich
Gelähmt, vernichtet neben ihnen, Nichts behält
Den eignen, unbedingten Werth, es wäre denn
Durch sie, die weit darüber weg sind und hinaus!
— Was hieße gottlos, wenn es dieß Geschlecht nicht ist?
Und nicht im Schlaf auch fiel' es ihnen ein, daß sie
Mit Haut und Haar des Teufels sind! Ich scherze nicht.
Durch Buße kommt ein Arger wohl zum Himmelreich:
Doch kann der Sehrmann Buße thun? O nimmermehr!
Drum fürcht' ich, wenn sein abgeschied'ner Geist dereinst
Sich, frech genug, des Paradieses Pforte naht,
Der rosigen, wo, Wache haltend, hellgelockt,
Ein Engel lehnet, hingesenkt ein träumend Ohr
Den ew'gen Melodieen, die im Innern sind,
Aufschaut er dann und misset ruhig die Gestalt
Von Kopf zu Fuß, die fragende, und schüttelt jetzt
Mit sanftem Ernst, mitleidig fast, das schöne Haupt,
Links deutend, ungern, mit der Hand, abwärts den Pfad.
Befremdet, ja beleidigt stellt mein Mann sich an,
Und zaudert noch, doch da er sieht, hier sei es Ernst,
Schwenkt er, in höchster Sehrheit, trotziglich, getrost,
Sich ab und schwänzelt ungesäumt der Hölle zu.

---

5. Erbauliche Betrachtung.

Als wie im Forst ein Jäger, der, am heißen Tag
Im Eichenschatten ruhend, mit zufried'nem Blick
Auf seine Hunde niederschaut, das treue Paar,
Das Hals um Hals geschlungen, brüderlich den Schlaf,
Und, schlafend noch, des Jagens Lust und Mühe theilt:
So schau' ich hier, an des Gehölzes Schattenrand,
Bei kurzer Rast, auf meiner eig'nen Füße Paar
Hinab, nicht ohne Rührung; in gewissem Sinn
Zum erstenmal, so alt ich bin, betracht' ich sie,
Und bin fürwahr von ihrem Dasein überrascht,
Wie sie, in Schuh'n bis über'n Knöchel eingeschnürt,
Bestäubt da vor mir liegen im verlechzten Gras.

Wie manches Lustrum, ehrliche Gesellen, schleppt
Ihr mich auf dieser buckeligen Welt umher,
Gehorsam eurem Herren jeden Augenblick,
Tag oder Nacht, wohin er nur mit euch begehrt.
Sein Wandel mochte thöricht oder weislich sein,
Den besten Herrn, wenn man euch hörte, trugt ihr stets,
Und seid bereit, den Unglimpf, der ihm widerfuhr
— Und wäre sein Beleidiger ein Reichsbaron —
Alsbald zu rächen mit ergrimmtem Hundetritt.
(Doch hiefür hat er selber zu viel Lebensart.)

Wo war ein Berg zu steil für euch, zu jäh ein Fels?
Und glücklich immer habt ihr mich nach Haus gebracht.
Gleichwohl noch nie mit einem Wörtchen dankt' ich euch!
Vom Schönsten, was mein Herz genoß, erfuhrt ihr nichts!

Wenn, von der blausten Frühlingsmitternacht entzückt,
Oft aus der Gartenlaube weg vom Zechgelag'
Mein hochgestimmter Freund mich noch hinausgelockt,
Die off'ne Straße hinzuschwärmen raschen Gangs,
Wir Jünglinge, des Jugendglückes Uebermaaß
Als baaren Schmerz empfindend, unersättlich doch
Ihn schlürften Einer aus des Andern Blick und Wort,
Und überfließend das Gespräch wie Feuer troff,
Bis wir zuletzt an Kühnheit mit dem sichern Mann *)
Wetteiferten, da dieser Urwelts-Göttersohn
In Flößerstiefeln vom Gebirg zum Himmel sich
Verstieg und mit der breiten Hand der Sterne Heer
Zusammenstrich in einen Habersack und den
Mit großem Schnaufen bis zum Rand der Schöpfung trug,
Den Plunder auszuschütteln vor das Weltenthor: —
Ach, gute Bursche, damals wart ihr auch dabei!
Und wo nicht sonst, davon ich jetzo schweigen will.

Bleibt mir getreu, und altert schneller nicht als ich!
Wir haben, hoff' ich, noch ein schön Stück Weg vor uns;
Zwar weiß ich's nicht, den Göttern bleibt es heimgestellt.

---

*) Vergl. des Verf. „Gedichte" S. 175.

Doch, wie es falle, laßt euch nichts mit mir gereu'n.
Auf meinem Grabstein soll man ein Paar Schuhe seh'n,
Den Stab darüber und den Reisehut gelegt,
Das beste Sinnbild eines ruh'nden Wandersmanns.
Wer dann mich segnet, der vergißt auch eurer nicht.

Genug für jetzt! denn dort seh' ich's gewitterschwer
Von Mittag kommen, und mich däucht, es donnert schon.
Eh' uns der Regen überrascht, ihr Knaben, auf!
Die Steig' hinab! zum Städtchen langt sich's eben noch!

---

6. Inschrift

auf eine Uhr mit den drei Horen.

Βάρδισται μακάρων Ὧραι φίλαι —.
Theocr.

Am langsamsten von allen Göttern wandeln wir,
Mit Blätterkronen schön geschmückte, schweigsame.
Doch wer uns ehrt, und wem wir selber günstig sind,
Weil er die Anmuth liebet und das heil'ge Maaß,
Vor dessen Auge schweben wir im leichten Tanz
Und machen mannigfaltig ihm den langen Tag.

---

7. Am Rheinfall

bei Schaffhausen.

Halte dein Herz, o Wanderer, fest mit gewaltigen Händen!
Mir entstürzte vor Lust zitternd das meinige fast.
Rastlos donnernde Massen auf donnernde Massen geworfen, —
Ohr und Auge wohin retten sie sich im Tumult?
Wahrlich, den eigenen Wuthschrei hörete nicht der Gigant hier,
Läg' er, vom Himmel gestürzt, unten am Felsen gekrümmt!
Rosse der Götter, im Schwung, eins über dem Rücken des andern,
Stürmen herunter und streu'n silbern die Mähnen umher;
Herrliche Leiber, unzählbare, folgen sich, nimmer dieselben,
Ewig dieselbigen, — wer wartet das Ende mir aus?
Angst umzieht dir den Busen mit Eins, und, wie du es denkest, —
Ueber das Haupt stürzt dir krachend das Himmelsgewölb'!

Mergentheim.

Justinus Kerner.

Der Garten zu Schweigern.

(An den Herrn Grafen Alfred von Reipperg, am Tage seiner Geburt.)

Zu Schweigern steht ein schöner Garten,
Ich schau' ihn stets mit Freude nur;
Sein thut mit Lust und Liebe warten
Ein edler Liebling der Natur.

Der Rosenflor, den er gezogen,
Der Georginen bunte Zahl,
Scheint wie ein farb'ger Regenbogen,
Der von dem Himmel sank zu Thal.

Platanen auch und Pinien heben
Ihr dunkles Haupt zum Himmel fromm,
Ein Zeuge von vergang'nem Leben
Scheint ernst durch sie ein alter Dom.

Ein Schloß, von Epheu rings umfangen,
Begrenzet dieses Gartens Flur,
Ueppig in warmen Beeten prangen
Die Kinder südlicher Natur.

Da hängen der Hortensia Dolden
Herab in üpp'ger Blüthenwucht,
Dort glänzt aus dunkelm Laube golden
Italiens Orangenfrucht.

Noch dunkler Laub, noch schön're Blüthen,
Wie sie nur Edens Garten sah,
Feurig wie kaum je Rosen glühten,
Erglüht hier die Camellia.

Des Mittlers Leidensblume säumet
Mit heil'ger Blüth' des Hauses Wand,
Dran eine Palme lehnt und träumet
Von dem verlornen Heimathland.

Pfleger des Gartens! lass' mich weilen
Bei ihr, mitträumen ihren Traum,
Die Gluth des Himmels mit ihr theilen,
An Euphrat's Strand ein heil'ger Baum.

Da sieht sie hoch den Ibis fliegen,
Aus heil'gen Stätten hergeweht,
Zephire ihre Blätter wiegen,
Sie säuseln wie ein still Gebet.

Ringsum ein Singen und ein Düften
Von bunten Vögeln, Kräutern viel,
Und über ihr in blauen Lüften
Der Fee Morgana Zauberspiel.

So träumt die Palme, fühlt die Ferne
Nicht, die sie von der Heimath trennt,
Weil sie nicht Nordens kalte Sterne
Bei dieser milden Pflege kennt. —

Oft ist's auch mir schon vorgekommen
Als sei ich, Palme, dir verwandt,
Der südlichen Natur entnommen,
Versetzet in ein kaltes Land.

Es dringt das Eis von Deutschlands Fluren
Gar mächtig an das Herze mir,
Dann treibt's zu südlichern Naturen
Mich oft in Träumen fern von hier.

Doch wie hier Südens warme Kinder
Treu Deine Hand, Du Edler! pflegt,
So hast Du schützend auch nicht minder
Mich an Dein warmes Herz gelegt.

Seitdem fällt mir, die ich verloren,
Die warme Heimath, seltner ein,
Und heut' am Tag, der Dich geboren,
Fühl' ich nicht Eis, nur Sonnenschein.

Theobald Kerner.

---

1. Natürliche Grazie.

Geh' ich frühmorgens durch das Feld,
Ha! was glänzt dort am Raine?
Es strahlt wie neugeprägtes Geld,
Sind's Perlen? Edelsteine?
Ist es ein Schleier, den der Wind
Vom Haupte riß dem Elfenkind
Beim Tanz im Mondenscheine?

Und dort die Rosenknospe gar
Womit seh' ich sie prangen?
Ein Diamantschmuck ist's fürwahr!
Mit hold verschämten Wangen
Steht sie beschaut vom Sonnenschein. —
Ja ja, ich merk's! der Liebste dein
Hat ihn dir umgehangen!

Es hat kein Sacktuch von Battist
Die arme nackte Schnecke,
Drum ihr nicht zu verübeln ist
Putzt an die Rosenhecke
Zuweilen sie das Näschen auch;
Und daß bei ihr mich dieser Brauch
Ergötzt oft, sag' ich kecke.

---

2. Regenbogen.

Siehst du dort oben den Regenbogen?
Kennst du ein schöneres Ordensband
Als dieß, das über Himmel und Land
Unser Herrgott hat hergezogen?

Das kann kein König, kein Kaiser geben,
Es ist das Ordensband der Natur,
Gehört den Freien nur auf der Flur,
Hoch siehst du's über Palästen schweben.

Weinsberg.

Hermann Rollett.

In der Bibel wahrheiterfülltem Buch
Die Worte zu lesen sind:
„Wenn Gott die Völker befreien will,
So macht er die Könige blind!“

Und seht, wie die Fürsten mit starrem Trotz
Dem Abgrund entgegengehn,
Und nicht beachten, in blinder Hast,
Der Freiheitsfahnen Wehn!

Und seht, wie sie taumeln beim Auferstehn
Des Tages, im Morgenwind, —
Wenn Gott die Völker befreien will,
So macht er die Könige blind!

Karl Julius.

---

1. Der Deutschungar.

Im Ungarland, wo die vielen Völker sind,
Da lebt auch mancher deutschen Mutter Kind.
In Bergesschacht, auf dürrem Haidesand,
Am Karpatus, am grünen Donaustrand,
Wirst überall, Oasengleich im Sande,
Auf deutsche Heerde treffen in dem Lande.
An's deutsche Reich, sie denken noch daran,
Daraus vor Jahren fort einst zog der Ahn!
Gern schickt den Sohn der Vater aus dem Haus
„In's Reich," daß deutscher Sinn nicht sterbe aus.
Bin auch aus Ungarn, deutscher Leute Kind
Und denke oft wie ich sie wiedersind';
Und denke oft, wenn mich der Vater fragt
Um's deutsche Reich, ob man's verschweigt, ob sagt. —
Das deutsche Reich! so heißt's noch bei uns Allen;

Indessen ist das längstens ja zerfallen!
Bei uns, da glaubt daran noch jedes Kind,
Indessen ist das längstens ja in' Wind! —
Wenn rings die wilden Völker um uns her
Im Ungarland sich brüsteten so sehr
Und meineten, sie wären unser gleich,
Stolz waren wir, wir dachten an das Reich,
Wo unser Kaiser sitzt auf seinem Thron,
Im Purpurmantel mit der güldnen Kron',
Der deutsche Kaiser! unterm Himmelzelt
Der mächtigst' Herre auf der ganzen Welt. —
O trauern wird mein Vater ob der Mähr,
Wenn ich ihm's sage, wird er jammern sehr,
Daß all' die Pracht und Ruhm und Majestät
Vergessen ist, versunken ist, verweht!

---

2. Polenlieder von 1846.

I.

Die Leute sie schlafen
Vom Frühlingsjubel müd',
Und still sind die Gassen,
Kein Laut, kein Lied.

Was ziehet nach dem Thore
Vorbei dort bei der Wacht,
Wie schwer Geschütz des Krieges
In stiller Nacht?

Die Menschen sie schlafen
In diesem stillen Land,
Dort fährt man Kanonen
Nach Polenland.

II.

Ich weiß ein heimlich Lied, hm, hm!
Das durch die Nächte flüstert, hm, hm!
Im Stillen durch die Lande zieht, hm, hm!
Wenn der Abend dämmert und düstert. —

Die Polen haben sich aufgemacht, st, st!
Zu einer neuen Freiheitsschlacht. St, st!
Die Deutschen mit Roß und Wagen, st, st!
Die werden sie erschlagen. St, st! st, st! st, st!

3. Ein Bild.

Es rauscht das Bächlein wohl über Gestein,
Ein Weidenbaum drüber gebogen,
D'rauf sitzt des Müllers sein Büblein klein,
Im Schooße ein kleines Zitherlein,
Die Füßchen bespült von den Wogen.

Es kommt ein Mann des Wegs zu gehn,
Er bleibt so still, so schweigsam stehn,
Sieht zu dem sinnigen Knaben:
„Hatt' auch einmal ein Büblein klein,
War auch so still und auch so fein.
Der liegt nun draußen, begraben!"

---

4. Der Ungeliebte.

Sie liebt dich nicht — o laß die Gluth
Verglühen nur, verglühen!
Der Liebe zarte Blüthen laß
Verblühen nur, verblühen!

Und klage nicht, was willst du noch?
Laß fahren, o laß fahren!
Das Liebesleid, das soll man still
Bewahren, o bewahren!

Und solltest du in deiner Gluth
Verglühen, auch verglühen:
Verschmähte Lieb' soll einsamlich
Verblühen, nur verblühen.

5. Herbst.

I.

Von' Bergen herab in schwindelndem Lauf,
So kam ich gerannt. — O haltet mich auf,
Ihr Bäume! Ich fasse dich, Lindenbaum! —
Du wankest nicht und fühlst es kaum,
In dich hinein nur zitterst du sanft;
Doch fallen Blätter an Bachesranft —
Ach, Herbst ist da, ich weiß es wohl!
Hörst du den Föhn durch die Bergschlucht hohl?

Ich lieb' es zu streifen so frei durch den Wald,
Ueber Berge hoch, über Trümmer alt!
Ich lieb' es zu ruhen beim Abendroth
Und Rosen am Haupt, die der Frühling bot.
Und Rosen am Haupt, den Becher von Gold,
Und goldenen Wein und Aeuglein hold —
Auch Jugend schwindet, ich weiß es wohl! —
Hörst du den Föhn durch die Bergschlucht hohl?

II.

Jetzt ist es Herbst, die Liebe todt,
Und auch die Schmerzen schweigen.
Sieh dich nur um, 's ist Alles todt,
Die letzten Blätter gelb und roth
Fall'n eben von den Zweigen.

OXFORD INST

Emanuel Geibel.

Herbstlieder.

I.

Nun strömet klar von oben
Der Tag ins Land herein,
Von tiefem Blau gewoben
Und lichtem Sonnenschein.

Es will noch einmal blühen
Der Wald, bevor er starb;
Er prangt in goldnem Glühen,
Und lächelt purpurfarb.

Und fern im Glanze schließet
Sich Berg an Berg gereiht,
Und Sabbathstille fließet
Im Thale weit und breit.

Was will dich's Wunder nehmen,
O Freund, zu dieser Frist,
Daß deine Brust ihr Grämen
Wie einen Traum vergißt?

Daß du der alten Sorgen
Mit Lächeln nur gedenkst,
Und in den goldnen Morgen
Dich voll und froh versenkst?

O gieb dich hin dem Frieden,
Und sauge diesen Glanz,
Der aller Welt beschieden,
In deine Seele ganz.

Laß Ruh und Lied sich gatten
Bei frommem Harfenklang,
Der letzten Trauer Schatten
Versühne mit Gesang.

Der Sonne heb' entgegen
Den Becher jungen Weins,
Und heischt der Trunk den Segen,
So wünsche singend eins:

Daß, wenn nach Freud' und Leide
Dein Herz einst brechen will,
Wie dieser Herbst es scheide
So heiter, groß und still.

II.

Ach, in diesen blauen Tagen,
Die so licht und sonnig fließen,
Welch ein inniges Genießen,
Welche stillverklärte Ruh!
Heiter ist das Blut gezügelt;
Leichter Schlaf und klarer Morgen
Wissen nichts von bangen Sorgen,
Und die Seele schweift beflügelt
Jeder lieben Stelle zu.
Ach, in diesen blauen Tagen,
Die wie Wellen so gelinde
Mich ins Leben weiter tragen,
Muß ich hoffen, muß ich fragen,
Ob ich nie dich wiederfinde
Liebling meiner Seele du?

III.

Herbstlich sonnige Tage,
Mir beschieden zur Lust,
Euch mit leiserem Schlage
Grüßt die athmende Brust.

O wie waltet die Stunde
Nun in seliger Ruh!
Jede schmerzende Wunde
Schließet leise sich zu.

Nur zu rasten, zu lieben,
Still an sich selber zu baun
Fühlt sich die Seele getrieben,
Und mit Liebe zu schaun.

Und so schreit' ich im Thale,
In den Bergen, am Bach,
Jedem segnenden Strahle,
Jedem vergehenden nach.

Jedem leisen Verfärben
Lausch' ich mit stillem Bemühn,
Jedem Wachsen und Sterben,
Jedem Welken und Blühn.

Selig lern' ich es spüren,
Wie die Schöpfung entlang
Geist und Welt sich berühren
Zu harmonischem Klang.

Was da webet im Ringe,
Was da blüht auf der Flur,
Sinnbild ewiger Dinge
Ists dem Schauenden nur.

Jede sprossende Pflanze,
Die mit Düften sich füllt,
Trägt im Kelche das ganze
Weltgeheimniß verhüllt.

Schweigend blickt's aus der Klippe,
Spricht im Quellengebraus;
Doch mit heiliger Lippe
Deutet die Mus' es aus.

K. A. Mayer.

1. Der Fürst vom Walde.

Ich bin der Fürst vom Walde.
Ein Felsen ist mein Thron,
Bedeckt mit weichen Matten
Von Moos; ein Eichbaum hält
Mir seinen Schirm zum Schatten.
Der Vöglein heller Chor
Spielt mir vom Blatt was vor.
Ich bin der Fürst vom Walde.

Ich bin der Fürst vom Walde,
Mein Herold ist der Wind;
Der lauscht auf meine Träume,
Und trägt sie fort geschwind,
Und ruft sie in die Bäume.
Die flüstern sie dem Bach;
Der schwatzt sie lustig nach.
Ich bin der Fürst vom Walde.

Ich bin der Fürst vom Walde.
Ihr Bäume, neigt euch tief,
Neigt euch in ernstem Schweigen;
Reicht nach dem König hoch
Mit Aesten und mit Zweigen,
Und rauschet: Ehre Dir! —
Birken, was zittert ihr?
Ich bin der Fürst vom Walde.

Ich bin der Fürst vom Walde.
Wie ist mein Saal so blau,
Der weite Himmelsbogen —
Doch kommt mit Sturmgeheul
Das Wetter auch gezogen,
Ob auch die Eiche bricht:
Mein Thron, er zittert nicht.
Ich bin der Fürst vom Walde.

Ich bin der Fürst vom Walde.
Die Sonne steigt hinab;
Die rothen Wolken bleichen;
In Schatten sinkt das Thal,
Und finster stehn die Eichen.
Mein Thron allein noch glänzt,
Von Purpurschein umkränzt.
Ich bin der Fürst vom Walde.

2. Das sterbende Kind.

Nach Andersen.

Müde bin ich, Mutter, und ich sehne
Mich zu schlafen an dem Herzen dir;
Heiß auf mein Gesicht fällt deine Thräne.
Weine länger nicht, versprich es mir.
Hier ist kalt; das Fenster bebt vom Winde,
Während mich ein holder Traum umfließt.
Süße Engel winken deinem Kinde,
Wenn mein Auge sich ermattet schließt.

Horch Musik! Von ferne klingt es leise;
Ach! und mir zur Seite steht ein Knab'.
Flügel hat er, Mutter, schöne, weiße,
Die gewiß der gute Gott ihm gab.
Grün und roth und golden seh' ichs schweben —
Blumen streun sie mit den Händen fein.
Mutter, krieg' ich Flügel auch im Leben,
Oder muß ich erst gestorben sein?

Warum hältst du meine Hand so lange,
Drückst den Mund so fest auf mein Gesicht?
Naß, doch feuerheiß ist deine Wange —
Mutter, ich bin dein und laß' dich nicht.

O so klage nicht, schau' heiter wieder;
Weinst du länger, weinen muß auch ich.
Bin so müd', die Wimpern sinken nieder —
Mutter, sieh, nun küßt der Engel mich.

Adolf Peters.

---

1. Der Wanderer im Heidelberger Schlosse.

Verödet liegt die Fürstenhalle,
Zertrümmert ragt das Prachtgebäu,
Noch majestätisch im Verfalle,
Noch groß wie ein erschlag'ner Leu.

Der Sturm spielt seine Riesenharfe
Am Steingewände schauerlich,
Es steht wie die gebroch'ne Larve,
Aus der der bunte Falter schlich.

Die Kaiserbilder wie Gespenster
Schaun aus den Nischen ernst und bleich,
Und in die halbzerfall'nen Fenster
Schlingt sich der Epheu voll und reich.

Ja, dir gehören die Palläste,
Dir Diadem und Purpurkleid,
Erlosch'ner Glanz, verscholl'ne Feste,
Die Gräber alle dir, o Zeit!

Doch mir gebührt die Epheuranke,
Ich schlinge sie um meinen Hut,
Denn ewig schwebt wie der Gedanke
Mein Geist ob deiner Todesflut.

Die Rose mag dem Haupt entgleiten,
Mit diesem Schmuck zieh' ich getrost,
Den Königsgeistern nachzuschreiten,
Die hier geherrscht, gekämpft, getos't.

Das ist des Menschen Christenwürde,
Mit Engeln trägt er gleichen Kranz,
Ein Gott einst ohne Band und Bürde
Durchfliegt er aller Himmel Glanz!

---

2. Die Blume.

Eine Blume blüht im Thal,
Geh' früh am Morgen, sieh
Die reine Blum' einmal.

Wie eine Gottesmagd
Steht sie im lichten Kleid,
Verstehst du, was sie sagt?

Ihr leiser Ton hervor
Klingt aus der Unschuldswelt
An dein betäubtes Ohr.

Du bist so weit entfernt
Vom reinen Menschensinn,
Hast ihren Laut verlernt.

Mit stolzem Blick umher
Thust Manchem du ein Leid
Und weißt es selbst nicht mehr.

O sieh die Blume an!
Sie steht in Demuth da,
Blickt hold auf Jedermann.

Du rechnest mit dem Reiz,
Buhlst um Bewunderung
Und hegst nach Blicken Geiz.

Sie kann nicht rechnen zwar,
Ist unbewußt so schön,
Stellt sich in Einfalt dar.

Die Seele schließest du,
Trifft dich der Gottheit Strahl,
Scheu vor dem Heile zu.

Sie wehrt dem Himmel nicht,
Schließt liebevoll den Kelch
Auf vor dem heil'gen Licht.

In aller Schönheit Schein
Ist lautre Wahrheit sie,
Und blüht vor Gott so rein.

3. Alpenfrieden.

Wo sich die Gipfel drängen
In schneegekrönten Reih'n,
Dort an den grünen Hängen
Möcht' ich ein Senne sein;

Bei meiner Heerde liegen
In Berg- und Blumenlust,
Mich an den Boden schmiegen
Wie an die Mutterbrust:

Ein Kind, mit dem Juwele
Geschmückt der Einfalt nur,
Eins mit der großen Seele
Der ewigen Natur.

Ob mir ein Engel thronte
In lilienweißem Kleid,
Und ew'ger Frieden wohnte
Im Herzen, nun voll Streit.

Würd' in die düstern Föhren,
In tiefer Schlüchte Graun
Die Wasser stürzen hören
Mit sel'gem Gottvertraun.

Tief unter mir versteckte
Unendlich sich die Welt:
Mich schau'rte nicht, mich deckte
Die Hand, die Alles hält.

Mein frühes Alphorn schallte
Hinunter zum blauen See,
Und ich mit ihm verhallte
Hoch über Wolk' und Schnee.

August Hesse.

1. Stiefmütterchen.

Ein tiefes Leid, doch sonder Klagen,
Im Glanz vereinsamt und verwaist,
Ein demuthvolles fromm Ertragen,
Das aufwärts zu den Wolken weist —

Ein sinnig Herz mit stillem Lieben,
Die, offenbart, Verderben ist,
Ein Hoffnungslächeln, noch geblieben
In Thränen, die das Aug' vergießt —

So bist du — wie Verräther sagen,
Die dich belauschten unbewußt,
Die noch am Herzen du getragen:
Stiefmütterchen vor deiner Brust.

2. Abendlied.

Schöner, milder Abendfrieden,
Süße, dämmrungsvolle Ruh!
Alle Schmerzen sind geschieden,
Den Lebendigen, den Müden
Fallen lind die Augen zu.

Herz, dich wird fortan nicht pressen
Stiller Liebe goldnes Leid.
Jede Hoffnung kühn, vermessen,
Selbst die Traumwelt ist vergessen
In so später Abendzeit.

Alle Stimmen sind verklungen,
Alle Farben mild verglüht,
Jedes Ziel ist rasch erschwungen,
Todt sind die Erinnerungen,
Weil die Zeit nicht mehr entflieht.

Doch es zieht ein stilles Wehen
Durch der Welt verwelkte Pracht,
Wie ein Abschiedswort, ein Flehen
Um ein künftig Wiedersehen —
Gruß dir, ahnungsvolle Nacht!

Johannes Blau.

---

1. Im Walde.

I.

Am Weiher hier, wo das Vöglein singt,
Und die leichten Schwalben schießen,
Wo der Unken Geläut aus der Tiefe klingt,
Und die Blumen üppig sprießen;

Wo der goldne Strahl durch das Dickicht bricht,
Und die dunkeln Schatten beben:
O laß mich hier so einsam nicht,
Du reiches, blühendes Leben!

O komm zu mir, du schöne Frau,
O komm, du Holde der Holden,
Dein Aug' ist feucht und himmelblau,
Dein Haar ist sonnengolden.

Dein Kleid ist weiß wie Lilienglanz,
Dein Gürtel blau wie Fluthen,
Von Purpursammt dein Mantel ganz,
Wie des Abends dunklere Gluthen.

Dein nackter Arm ist weiß nnd weich
Und geschmückt mit blitzenden Spangen,
Dein Wuchs ist stolz und schlank und reich,
O laß mich ihn umfangen!

Ich habe nicht mein bestes Mark
Vergeudet in jungen Tagen,
Und mein Herz ist jung, und mein Herz ist stark,
Und es kann das Glück ertragen...

Still rings... die Blumen, still und rein,
Sie schaun sich an mit Erstaunen,
Es zwitschert leis Waldvögelein,
Und die weisen Tannen raunen.

II.

Waldvöglein singt so hold
In grünen Zweigen:
Ein Sprießen schlank und stolz
Und ein sanftes Neigen;

Ein Neigen, ach, so süß
Und schmerzlich, unermessen,
Und ein Vergehen dann,
Und ein Vergessen...

Waldvöglein sang so hold
Und flog von hinnen,
Die Tannen rauschen leis,
Und die Blumen sinnen.

---

2. Der Nix.

Nachts geht ein seltsam Klingen
Durch unser stilles Thal,
Es tönt ein schmerzlich Ringen
Von tiefer, schwerer Qual.

Es klingt wie Liebesweise
So zart, so weich, so lind,
Und dann so fromm, so leise,
Als betete ein Kind.

Und lauschst du durch die Zweige,
Du siehst im Mondenschein
Den Nix mit seiner Geige
Auf moosigem Gestein.

Ihm rauschen zu Füßen die Wogen,
Ihm braust zu Häupten der Tann,
Da führt er seinen Bogen,
Der schwarzgelockte Mann.

Doch ach, von Menschenspotte
Wie blieb' er ungeneckt!
Oft hält sich eine Rotte
Im Uferbusch versteckt.

Oft gellt ihm in die Ohren
Ein kecker Bösewicht:
„Du bist ja doch verloren,
Und selig wirst du nicht.“

Dann zittert der Nix erschrocken, —
O weh, du böse Brut! —
Er schüttelt die dunkeln Locken
Und stürzt sich in die Fluth.

Er ist entflohn dem Spotte,
Doch hin ist ihm die Lust,
In seiner stillen Grotte
Pocht stürmisch seine Brust.

Und große Thränen umflören
Sein blaues Augenlicht. —
Er ist ja doch verloren,
Und selig wird er nicht!

---

3. Sonett.

Ich sprach zu mir: „Nimm auf des Himmels Helle,
Nimm auf der Welt hellblitzendes Geschmeide,
O hier entlaste dich von deinem Leide,
Und trag' es nicht zurück in deine Zelle."

„Hier träume froh! So freundlich ist die Stelle,
Der Boden glänzt im farbenreichen Kleide,
In blonden Locken prangt die ernste Weide,
Und ihr zu Füßen spielt die lichte Welle."

Doch horch! herüber wehen ernste Töne,
Es klingt ein Horn mit lieblichem Befehle,
Als ob es mich zu fernen Brüdern riefe.

O dieser Lenz in seiner ganzen Schöne,
Was gilt er gegen eine Menschenseele
Mit ihrer holden räthselhaften Tiefe!

Adalbert Harnisch.

Was einmal recht im Leben lieb uns war,
Weshalb wir weinten, als wir es verloren,
Wenn es recht herzlich lieb uns einmal war,
Und ist auch später unsre Lieb' erfroren,
Wenn es im Leben einmal lieb uns war,
Und schlössen wir dagegen Aug' und Ohren,
Wenn es ein einzig Mal recht lieb uns war,
Und hätten wir ein neues Lieb erkoren,
Wenn es so lieb, so lieb dereinst uns war,
Und hätten wir zu hassen es geschworen,
Wenn es selbst unwerth unsrer Liebe war —
Die Liebe bleibet ewig unverloren.
Was einmal recht im Leben lieb uns war,
Weshalb wir weinten, als wir es verloren,
Wenn es uns einmal auch gestorben war,
So wird es besser in uns neugeboren,
Wir halten's hoch und heilig immerdar.

Gottfried Kinkel.

---

1. Einsamkeit.

Schau das liebliche Kind, wie es am Spiel sich freut!
Sinnig baut es aus Nichts sich ein bezaubert Schloß,
Und für jegliche Puppe
Findet's eigene Namen aus.

Tritt zu ihm und befrag's: fröhlich erklärt es dir,
Was sein Pferdchen von Holz redet und denkt und fühlt;
All sein kindisches Spielwerk
Wird ihm theurer, indem du's theilst.

Nun wird's älter: es reift mählig zum Knaben auf,
Und der Knabe sogleich flieht aus der Stube fort;
Draußen sinnt er auf Muthwill,
Führt zum Kampf die Gefährten an.

Hoch zum ragenden Mast klettert er federleicht;
Bogen schnitzt er und Pfeil, lauert dem Vogel auf,
Und die gährende Thatkraft
Uebt sich in der Zerstörung Lust.

Meinst du, daß er dich dann gern als Gesellen sieht?
Nein, ihn störet der Mann, welcher zum Maß ihn zwingt,
Und dein warnendes Auge
Flieht er, wenn er es je vermag.

Noch einsameren Ort sucht sich der Jüngling aus,
Wo sein schwellendes Herz er im Gesang verströmt
Und in zitternde Thränen
Qualen heimlicher Lieb' ergießt.

Laß den Knaben, o Freund! laß auch den Jüngling frei!
Dränge nimmer dich roh in die verstohlne Lust!
Weh Dem, welchen sein Meister
Stets an leitende Hand gewöhnt!

Nur der einsame Geist schaut in der Dinge Grund;
Still im Schweigen der Nacht sinnt er Unsterbliches;
Still im Schoße des Forstes
Stehn ihm hehre Gestalten auf.

Alles Herrliche keimt nur in der Heimlichkeit!
Heilig ist die Natur, wo sie die Grenze zog,
Die den Knaben vom Kinde,
Die vom Manne den Jüngling trennt.

Sie laß sorgen: sie führt bald auch die Zeit herbei,
Wo der fertige Geist mächtig die Welt ergreift,
Und in brausender Thatkraft
Rasch vollführt, was er still bedacht.

---

2. Ein Bild.

Auf scharfem Klippenrande
Raget ein starker Thurm
Weitschauend über die Lande,
Und trotzt so stolz dem Sturm.
Unten so dumpf und schwer
Wälzt sich das ewge Meer:
Die Wogen kennen nicht Rast noch Ruh,
Sie wühlen und spülen immerzu.

Was frommt, o Fluth, dein Tollen,
Dein tausendjährig Droh'n?
Es spricht ja deinem Rollen
Der feste Zwinger Hohn!
Früh bis zum Abendroth
Rollst du in deinen Tod —
Die Wogen kennen nicht Rast noch Ruh,
Sie wühlen und spülen immerzu.

Todmuthig Well' an Welle
Zerschellt ihr krauses Haupt,
Und hat doch von der Stelle
Ein Sandkorn nur geraubt.

Stolz noch das Schloß sich bläht,
Well' an Welle vergeht —
Die Wogen kennen nicht Rast noch Ruh,
Sie wühlen und spülen immerzu.

Da kommt die Nacht. Es stürmen
Vom West die Geister her;
Da hebt sich empor zu Thürmen
Das stille, das ewige Meer.
Tief in die Luken zischt
Weiß und wüthig der Gischt —
Die Wogen kennen nicht Rast noch Ruh,
Sie wühlen und spülen immerzu.

Ihr habt vertraut den Riffen —
Bebt, die ihr droben haust!
Die Fluth hat euch ergriffen
Mit tausendfingriger Faust.
Just um die Mitternacht
Berstend der Thurm zerkracht —
Die Wogen kennen nicht Rast noch Ruh,
Sie wühlen und spülen immerzu.

3. Abends.

In stiller Dämmerstunde,
O Liebste, denk' ich Dein;
Es perlt im Herzensgrunde
Mir der Erinn'rung Wein.

In diesem halben Schimmer,
Vom Tag nicht mehr belauscht,
Hast Du mit mir ja immer
Der Liebe Lust getauscht.

Aus dieser Büsche Düster
Ringt sich ein Säuseln los —
So hört' ich Dein Geflüster,
Mein Haupt auf Deinem Schooß.

Es brennt auf meine Wangen
Durchs Laub des Abends Gluth,
Wie gestern voll Verlangen
Die Deinen dort geruht.

Im Busen tief beklommen
Hör' ich des Herzens Schlag,
Wie ich ihn da vernommen
Als ich an Deinem lag.

Die Lippen mir ein lindes
Erbeben süß durchzückt;
Die langen Küsse sind es,
Die Du auf sie gedrückt.

Doch still ist's in der Runde,
Und ich bin, ach, allein —
In weicher Dämmerstunde,
O Liebste, denk' ich Dein!

Henriette Ottenheimer.

„Hörst du das Lied der Vögelein
Die Waldnacht hell durchdringen?
Wie froh muß ihr Gemüth doch sein,
Daß sie so lieblich singen!“

Vielleicht! — doch lieblich auch und hell
Singt oft ein Herz voll Wunden;
Schmerz ist der reichste Liederquell
Der Waldesnacht hier unten.

Jena.

J. P. Eckermann.

Hohes und Niedres.

Den du nicht erregest,
Treibender Funke,
Mächtig erhebender!
Der bleibt am Busen
Der Mutter Erde
In welcher Ruhe
Und vollem Genusse;
Gleich dem Gesträuch
Und der üppigen Ranke
In warmer Sonne
Am Fuße der Eiche.

Aber den du erfüllt,
Mächtiger Funke,
Hoher, gewaltiger!
Wählt und erstrebet

Die stürmischen Höhen,
Träget das Haupt,
Das beherrschende, kühne,
Gleich der Eiche,
Zum Kampf mit dem Wetter;
Hebet es muthig
Durch Donnergewölke
Aufwärts zur Sonne
Und zu den Gestirnen.

Aber es treffen
Des Donnerers Blitze
Nicht die am Boden
Sich bergenden Sträuche; —

Aber es treffen
Des Donnerers Blitze
Der edelen Eiche
Hochragendes Haupt! —

Und die versuchenden
Götter, die hohen,
Wälzen des Schicksals
Lastende Schwere
Auf des Alciden
Edele Schultern;
Und wie er kämpfe,
Wie er es trage;
Ob er bestehe

Oder erliege, —
Schauen sie müssig,
Am Kampfe sich weidend,
Vom sichern Olymp! —

Friedrich Krug von Nidda.

(Aus dessen handschriftlichem Nachlasse.)

1. Waidmanns Phantasieen.

Schmollt immerhin, daß mir mein Kugelrohr,
Gewild und Waldung über Alles gelte —:
Ihr kennt von meinem Eden kaum das Thor,
Kaum meines grünen Lagers Außenzelte.

Ihr seht den Wald nur öd' und geisterbleich
Verschränkte Arme durch's Gefild verbreiten;
Doch die Gestalten nicht, die durch Gezweig
Und Wipfel ziehn, durch alle Büsche gleiten.

Wie fühl' ich da im heimischen Gebiet
Vom Dom der Buchen mich gelind umfangen!
Wie schafft des Lauschers sinniges Gemüth
Sich eine Welt aus Sehnsucht und Verlangen!

Da wird der Sperber, der den Forst umkreist,
Zum Riesengreif, der Hirsche dumpfes Stöhnen
Zum Leugebrüll, und trunken irrt der Geist
Am Libanon, den heilge Zedern krönen.

Zur Palme reckt der Eichstamm sich empor,
Des Bachs Geriesel wächst zur Sturmeswelle,
Des Voglers Stiedelei im Fichtenchor
Schafft Phantasie zur Eremitenzelle.

Jedweder Baum erzählt aus seiner Zeit
Ein selbsterlebtes kühnes Abenteuer,
Und jede moosbedeckte Klippe reiht
Sich an ein längstverstürztes Burggemäuer.

Es ist die Welt nicht mehr, wo Wahrheit, Trug
Und Recht und Hinterlist sich stets bekriegen;
Klar wie der Abendwolken goldnen Zug
Fühl' ich im Herzen jedes Bess're siegen.

Weh thut's dann freilich, wenn das falsche Glück
Mir noch ein zartes Reh entgegensendet;
Wenn, trotz der Traumbewegung, Faust und Blick
Schier unbewußt zu rauher That sich wendet.

Oft hat mich da mein gutes Rohr geschreckt:
Ich schaudre auf, als hätt' ich meine Freude,
Mein eignes süßes Lieb in Staub gestreckt,
Mit ihrem Blut besprengt die grüne Haide.

Doch bald zerrinnt der schauerliche Wahn,
Mein Nachtphantom weicht vor Dianens Schilde,
Wie mein Vertrauter schaut der Wald mich an —
Und ruhig schreit' ich heim mit meinem Wilde.

---

2. Armen-Hymne.

O fühlte Mancher, was es heißt:
Den freigebornen Menschengeist —
Bestimmt zu Lebensglück und Freuden —
Im Sumpf der Dürftigkeit zu weiden,
Belagernd manches Reichen Heerd,
Bis eine Gabe er gewährt,
Kaum würdig auf der Fahrt durchs Leben
Hand oder Fuß danach zu heben,
Und doch nach langertragner Pein
Kaum eines Haars breit näher sein
Am Abend nach des Tages Schwüle
Des Jenseits heißersehntem Ziele!
Was es besagt: Auf Lebenshöh'n
Schirmlos, ja vogelfrei zu stehn,
Der Lasten Scheitel sonder Zagen
Der Wetternacht entgegen tragen,
Die, ein verheerend Element
Waldriesen stürzt und Felsen trennt,
Indeß ringum von allen Seiten
Wehruf ertönt und Grabesläuten.

* * *

Und dennoch dem Vernichtungsturm
Zu widerstehn als ehrner Thurm,
Nur auf der Zukunft Nebelauen
Der Hoffnung Tempelgrund zu bauen,
Beherzigend den Trostesspruch:
Daß, der so ungleich Heil und Fluch
Hienieden ausgetheilt, dort oben
Dem Dulder ein Asyl erhoben!
Sich wiederholend Tag für Tag,
Daß ird'scher Jammer, ird'sche Schmach
Nicht werth sei der verborgnen Thräne,
Ergossen in des Zelters Mähne,
Der Lebenspilger ohne Wahl
Hinfördert zu der Todten Zahl,
Die unter Weheruf und Beten
Am Strom der Zeit zusammentreten.

Friedrich Ludwig Jahn.

Wem umsonst der Geistesfunke glüh't,
Klage, wenn des Lebens Mai verblüh't,
Weine laut, wenn seine Locke bleicht
Und der Lebensgeist die Fackel neigt.
Nimmer fließt auf seinen Rasenhügel
Eine Zähre stiller Dankbarkeit,
Gleich der Furche in des Meeres Spiegel
Schwindet er dahin im Strom der Zeit. —
Aber hast du Saaten ausgestreut
In die Furchen der Vergänglichkeit,
Flogst du auf der Jugend Rosenbahn
Rastlos schon zu fernem Ziel hinan,
Hast du Sinngrünkränze dir gewunden,
Lächle ruhig in den Strom der Zeit;
Jede deiner künft'gen Lebensstunden
Ist dir Bürge für die Ewigkeit!

Hofmann v. Fallersleben.

Drei neue Lieder.

I.

Des Frühlings Boten send' ich Dir
In diesen winterlichen Tagen,
Daß sie noch einen Gruß von mir,
Ein stilles Lebewohl Dir sagen.

Könnt' ich für meines Lebens Müh'n
Vom Schicksal Eine Gunst erwerben!
Wie diese Blumen möcht' ich blüh'n
Und so an Deinen Blicken sterben.

II.

Die Blumen sind verwelket,
Die Du empfingst von mir;
Verklungen sind die Lieder,
Die ich gesungen Dir.

Gern möcht' ich Dir erneuen
Was Freude Dir gemacht,
Gern hätt' ich frische Blumen
Und Lieder Dir gebracht.

Ach! wär' ich nicht gezogen
Weit in die Welt hinaus,
Den ganzen Frühling brächt' ich
Noch heute Dir ins Haus.

Nun ist mir in der Ferne
Nach Dir so bang' und weh,
Als ob ich nie Dich wieder,
Nie, nie Dich wieder seh'.

III.

Ich sah mal ein liebliches Blümlein —
Und Frühling ward es um mich.
O weh! und da war es verschwunden,
O weh! und mein Frühling wich.

Und wenn ich des Frühlings gedenke,
Erstirbt auf den Lippen das Lied.
Es blühte so über die Maaßen!
Ich weiß nicht, wie mir geschieht.

O lächle, o lächle noch Einmal
Mir in mein Leben hinein!
Und lass' es für mich, o du Blümlein,
Einmal doch noch Frühling sein!

Ludwig Storch.

Deutsche Löschanstalten.

Es ist im deutschen Vaterland
Doch nimmer ganz geheuer!
Verborgen schleicht ein böser Brand,
Ein unheilvolles Feuer;
Und wie man's auch gelöscht, gedämpft;
Stets hat sich's wieder aufgekämpft.

Aus mancher jungen Brust hervor
Lodert's in Flammenzungen;
Trägt stolz das Strahlenhaupt empor,
Als wär's noch nie bezwungen.
Geduld! im deutschen Vaterland
Hat man des Wassers viel zur Hand.

Die reichsten Geister lodern kühn,
Frühselig, feuertrunken,

Und junge, frische Lieder sprühn
Hervor als helle Funken.
Die Jugend ist der Flammenherd,
Der immer still Begeistrung nährt.

Heil dir, du deutsche Jünglingschaft,
Du heitre, liederfrohe,
Aus deren Brust mit heißer Kraft
Schlägt auf die heil'ge Lohe
Und sangeslustig spricht und flammt,
Wenn auch verdächtigt und verdammt.

Es ist so manches Institut
Zum Löschen hergerichtet,
Und doch hat immer Jünglingsgluth
Gelodert und gedichtet;
Und löscht man hier ein brennend Haus,
Gleich brechen dort die Flammen aus.

Die hohen Schulen insgesammt
Haben gar gute Spritzen;
Wo irgend eine Seele flammt,
Oder nur Funken blitzen,
Erfrischt von der Begeistrung Hauch,
Da halten sie gleich hin den Schlauch.

In jeglichem Collegienhaus
Sitzt solch ein Spritzenmeister,
Der gießt unendlich Wasser aus
Auf all' die jungen Geister,
Die er gezwängt in seinen Bann,
Ein staatsgetreuer Ehrenmann!

Von des Olymps gepries'nen Höhn,
Wo all' die Götter sitzen,
Läuft Wasser aus stets vollen See'n
In Röhren nach den Spritzen.
Bei einer Ahnung nur von Brand,
Steht unter Wasser gleich das Land.

Bestellt ist eine wackre Schaar,
Die Fluthen beizuschleppen,
Die läuft denn auch das ganze Jahr
Hinauf, hinab die Treppen
Und fördert großen Wasserschwall.
Der liebe Gott behüt' sie all'!

Das edle Spritzenregiment
Versteht zu vigiliren
Und überall dem Element
Des Feuers nachzuspüren,
Und gießt gleich einen vollen Topf
Dem Angebrannten auf den Kopf.

Blitzt irgendwo ein trunknes Aug'
Von stillen Liedergluthen,
Gleich pumpen sie aus ihrem Schlauch
Gewalt'ge Wasserfluthen.
Das ist ein Lärm und eine Noth,
Bis daß der letzte Funke todt.

Ja wären sie nicht so behend,
Es könnte schlimmer werden;

Leicht griff' das heiße Element
Um sich auf deutscher Erden
Und würd' ein allgemeiner Brand. —
Gott schütze Fürst und Vaterland!

Das kräftigste Remedium,
Weihwasser, braucht man immer,
Zeigt sich das Feuer klein und dumm;
Es löscht und macht noch dümmer.
Wird dieses richtig angewandt,
Dann ist's vorbei mit allem Brand.

In diesem ungefrornen Eis
Sieht man viel Frösche hausen;
Auch andres giftiges Geschmeiß
Vermehrt sich drin zum Grausen;
Das quakt und schreit stets laut und dumpf. —
O Sonne, trockne diesen Sumpf!

Gustav Schwetschke.

Provinzial-Sächsisches Sommerlied.

1846.

Mel. Die Binschgauer wollten wallfahrten gohn ꝛc.

Der Sommer der zieht in das Land hinein,
Er schwinget seine Fahne voll Sonn- und Sternenschein.
Tschahi! Tschaho!
Der Sommer der ist do!
Nun trinket frisch der Traube Blut
Und jubelt frei und froh!

Der Sommer der kommt mit Gewitterpracht,
Er läßt die Donner rollen, daß Alles rauscht und kracht.
Tschahi! Tschaho! ꝛc.

Willkommen o Sommer! du edler Prinz,
Zieh' ein zu uns nach Sachsen in deine Leibprovinz!
Tschahi! Tschaho! ꝛc.

Der Sommer, der macht ein freurig Gesicht:
„Von meinen lieben Sachsen da kann ich lassen nicht!"
Tschahi! Tschaho! ꝛc.

O lieber Sommer! o komm doch bald
Zum Saal- und Elbestrome und an den Steigerwald.
Tschahi! Tschaho! ꝛc.

O lieber Sommer! wir bitten dich fromm:
Zu unserm grünen Harzwald, zur güldnen Aue komm!
Tschahi! Tschaho! ꝛc.

Ach Sommer! nun noch die letzte Bitt':
Komm her zu uns nach Sachsen, doch nicht — Paradeschritt!
Tschahi! Tschaho!
Der Sommer der ist do!
Nun trinket frisch der Traube Blut
Und jubelt frei und froh!

Halle a/S.

R. E. Prutz.

1. Thalatta! Thalatta!

Schön ist's auf dem Meer sich wiegen
In der linden Sommernacht,
Wenn der Mond emporgestiegen
Und die Wellen schlummernd liegen,
Uebersät von Sternenpracht.
O wie ruht die Welt verschwiegen!
O wie athemlos das Meer!
Nur die Abendlüfte fliegen
Grüße tragend hin und her
Und der Stern der Liebe wacht —
Auf dem Meere sich zu wiegen,
Schön ist's in der Sommernacht!

Schön ist's über Meer zu fliegen,
Wenn der Sturm herniederbricht!
Wenn die Meven ängstlich fliegen,

Krachend Bord und Mast sich biegen
Bei der Blitze falbem Licht!
Welch ein Kämpfen! welch ein Kriegen!
Meer und Himmel sind entbrannt!
Aber lächelnd und verschwiegen,
Fest das Steuer in der Hand,
Steht der Mann und zittert nicht —
Schön ist's über Meer zu fliegen,
Wenn der Sturm herniederbricht!

Auch in Meeresgrund zu liegen,
Schön ist auch der Tod im Meer!
Wo sich Wasserlilien biegen,
Holde Meeresfrauen wiegen,
Mit den Locken feucht und schwer:
Welch ein Küssen! welch ein Schmiegen!
Selig süße Liebeswuth!
Und die Welle rauscht verschwiegen
Und die ewig grüne Fluth
Breitet stumm sich drüber her —
Auch in Meeresgrund zu liegen,
Schön ist auch der Tod im Meer!

---

2. Eppelin von Geilingen.

Nun sitzst Du fest! nun sitzst Du gut,
Nun hat man Dich, o Eppelin!
In Nürnbergs Bann, in sichrer Hut,
Nun sollst Du nimmer uns entfliehn!
Der unsre Felder oft verbrannt,
Der Mönche Graus, der Krämer Schrecken,
Nun mußt Du, Ketten an der Hand,
Auf ein verfaultes Stroh Dich strecken!

Was? Murrst Du noch? Von Krämerpack,
Das Dich im Dunkeln überfiel?
Von Tütendrehern, Pfeffersack,
Von Mönchshabit und Gänsekiel?
Nimm Dich in Acht! die Kutte siegt,
Du hast auf's Jus Dich schlecht verstanden:
Der Schreiber schreibt — und wieder liegt
Simson in der Philister Banden! —

Hast Du das Pochen nicht gehört,
Die Nacht hindurch, dicht hier am Platz?
Du meinst, Dich hätt' es nicht gestört,
Geschlafen hättst Du „wie ein Ratz" —

Nun hüt' Dich Gott, verlorner Mann!
Der Morgen tagt, die Hämmer schweigen,
Der Galgen steht —! Nun schick' Dich an,
Die schwanke Leiter zu besteigen! —

Die Rathsherrn standen, — nicht zu nah,
Auch keine Waffe trug er mehr:
Und doch, da man ihn kommen sah,
Ein Frösteln gab es rings umher.
Er aber sah sich trotzig um,
Den Galgen maß er mit den Blicken:
„Gott's Kreuz und Stern! 's ist doch zu dumm,
Mich an ein solches Holz zu schicken."

Drauf, weil den armen Sündern gern
Ein letzter Imbiß wird bescheert,
So auch von Nürnbergs weisen Herrn
Ward ihm ein letzter Trunk verehrt.
Der Bürgermeister in Person
Kredenzte selbst den goldnen Becher,
Er dachte: Einmal thu' ich's schon,
Dann aber ist's vorbei, Herr Zecher.

Der aber rief: Was soll das Ding?
Ich trank fürwahr des Weins genug,
Da ich noch reiche Krämer fing
Und Klosterkeller noch zerschlug.
Der Teufel lohn' Euch Euren Schmaus!
Doch wollt Ihr Gutes mir erzeigen,
Wohlan! so führt mein Roß heraus
Und laßt's noch einmal mich besteigen!

Was einem Ritter solch ein Thier,
Euch freilich ist es unbekannt,
Auf Holz und Leder reitet Ihr,
Statt Schwerts die Feder in der Hand:
Mich aber trug, Jahr aus Jahr ein,
Es treu durch tausend Fährlichkeiten;
Drum — muß es denn gehangen sein,
So laßt zum Galgen noch mich reiten! —

Die Rathsherrn wurden blaß und roth,
Sie steckten ängstlich Kopf an Kopf,
Bis Einer sprach: Es hat nicht Noth,
Vergönnen wir's dem armen Tropf!
Ich schob die Riegel selber zu,
Auch sind die Angeln neu beschlagen,
Die Mauer mißt bei zwanzig Schuh:
Herr Bruder, topp, es läßt sich wagen. —

Schon kommt das Roß: das stand im Stall,
Gefüttert schlecht und schlecht getränkt,
Rauh war's und zottig überall,
Sein Auge matt, sein Haupt gesenkt:
Doch wie es seinen Herren sah
Und seine Stimme hört' es rufen,
Laut wiehert' es vor Freude da
Und schlug den Grund mit starken Hufen!

Es spitzt das Ohr, es beißt den Zaum,
Die Mähne steigt, das Auge blitzt,
Indeß die Nüster Dampf und Schaum
Wie weiße Blüthenflocken spritzt:

Los reißt es sich, bricht aus in Hast,
Sprengt in Galopp in weitem Kreise:
Dann vor dem Herrn hält es gefaßt
Und schmeichelt ihm nach Hündchen Weise.

Deß freut Herr Eppelin sich baß,
Nicht Tonnen Goldes nähm' er da,
Ja fast das Auge ward ihm naß,
Als er sein Rößlein wieder sah.
Rasch in den Sattel schwang er sich —
Die Rathsherrn selber mußten sagen,
Daß edlern Ritter sicherlich
Niemals ein edler' Roß getragen.

Und wie er saß auf hohem Roß,
Blickt' in die Lande weit hinein —
Dort, dicht am Wald, das ist sein Schloß,
Es blinkt und winkt im Sonnenschein!
Und wie gemach das Thal entlang
Die langentwöhnten Blicke schweifen,
Fühlt er des Lebens süßen Drang
Noch einmal seine Brust ergreifen.

Im Sattel hebt er sich empor,
Er mißt die Mauer, ungesehn,
Er flüstert in des Rößleins Ohr,
Das scheint ihn wiehernd zu verstehn —
Die Rathsherrn sahn sich schmunzelnd an,
Die strengen Mienen wurden heiter:
Das nenn' ich reiten, Herr Kumpan!
's ist Schad' beinah um solchen Reiter!

Und wie das Volk noch lauschend stand,
Bewundrung jedes Angesicht —
Der Henker selbst, den Strick zur Hand,
Erwehrte sich des Beifalls nicht — —
Ein Satz, Ein Sprung! — und hoch im Nu,
Als hätten Flügel ihn gehoben —!!
Die Mauer maß bei zwanzig Schuh,
Auch war der Riegel vorgeschoben.

Das war ein Lärm, der war nicht schlecht!
Die Einen blieben sprachlos stehn,
Die Andern kamen eben recht,
Den Ritter frisch und wohl zu sehn:
Und sahn noch just im Morgenlicht
Nach seinem Schloß ihn friedlich traben —
Die Nürnberger henken Keinen nicht,
Es wäre denn, daß sie ihn haben.

---

3. Kurze Rast.

O Morgenduft auf dunklen Wäldern!
O Maienwonne, Sommerluft!
O Lerchensang auf grünen Feldern,
Wie sehnt nach Euch sich meine Brust!
Nach einer stillen Bergeshalde,
Wo nur des Finken Schlag mich weckt,
Nach einer Hütte tief im Walde,
Von jungem Epheu überdeckt! —

Ich will die Fahne nicht verlassen,
Der sich mein innerst Herz geweiht:
Nur wieder menschlich mich zu fassen,
Nur gönnt mir eine Spanne Zeit!
Das Leben drängt, die Wellen schäumen,
Kein Frieden ist, ich weiß es, nein:
Doch eine Stunde laßt mich träumen!
Nur eine Stunde glücklich sein!

Schon wie auf stillen Alpenmatten
Der kranke Leib Genesung trinkt,
So fühlt in dieser Bäume Schatten
Sich meine Seele neu beschwingt.

Den blauen Himmel seh' ich lachen,
Das bange Herz wird stark und weit:
Ich träume, ja! doch zu erwachen —
Ich ruhe, ja! zu neuem Streit!

---

4. H. C. Andersen,

dem Märchendichter.

In's Stammbuch. 1844.

Dir spielt, o Freund, in Silbernächten
Der Mond ums träumende Gehirn:
Uns scheint zu Kämpfen, zu Gefechten
Des Tages brennendes Gestirn.

Du hast die Kinder eingeladen,
Sie kennen Dich, sie folgen Dir:
Wir aber laut, auf allen Pfaden,
Nach Männern einzig rufen wir.

Du athmest leicht aus freiem Busen
Und jeder Tag wird Dir zum Fest,
Indessen selbst im Arm der Musen
Der Harnisch unsre Glieder preßt. —

Du bist der Glücklich're, der Dichter!
Der volle Lorbeerkranz sei Dein:
Genug für uns, wenn künft'ge Richter
Uns einen Zweig von Eichen weihn!

5. „Weh' Euch, Ihr stolzen Hallen!"

Da soll die Hütte Niemand bauen,
Da siedle nie ein Mensch sich an,
Wo man den Dichtern nicht mehr trauen,
Wo man kein Lied mehr hören kann!
Wo man der Leier goldne Saite
Weit schlimmer fürchtet als das Schwert!
Wo zu der Geister frischem Streite
Man weder Raum noch Licht gewährt!

Was nützt es Tempel zu errichten,
Wenn Ihr die Götter selbst vertreibt?
Die Wahrheit sucht Ihr zu vernichten:
Was nützt es, daß die Lüge bleibt?! —
Ihr habt Euch selbst das Loos gezogen,
Die Stunde naht, das Maaß ist voll:
Und statt der Leier greift den Bogen
Der rächende, der Gott Apoll!

6. Prolog zu Wilhelm Tell,

vorgetragen

auf dem Stadttheater zu Leipzig,

am Schillersfest. 10. November 1845.

Die Ihr aus dichtgedrängten Räumen heut
Dem Spiel entgegenlauscht, das wir bereiten:
Erlaubt, daß ich mit flücht'gem Wort zuvor
An dieses Tages festliche Bedeutung,
Geneigte Hörer, Euch erinnern darf.
Denn hochbeglückt vor vielen seiner Brüder,
Mit einem Namen, dessen Wiederhall
Lebendig tönt in jeder deutschen Brust,
Mit Schillers Namen schmückt sich dieser Tag!
Längst zwar ihn selbst, den Frühverklärten, deckt
Die stille Gruft: doch leuchtend drüber hin,
In unvergänglich jugendlicher Schöne,
Vom Morgenglanz der Zukunft angestrahlt,
Schreiten die Geister seiner Dichtungen,
Sieghaften Gangs! und streun den Samen aus
Der neuen Zeit.
Ein Fest des Lebens denn
Dem Urlebendig Leben Spendenden!
Vergessen sei, die ihn verhüllt, die Gruft,

Und heitern Muths, gleichsam als lebt er noch,
Als quölle noch, in unversiegter Fülle,
Der Strom der Lieder aus lebend'ger Brust,
Begehen wir, in feiernder Gemeinschaft,
Den holden Tag, da er in's Leben trat.
Den Meister ehrt zumeist sein eignes Werk.
Drum auch des Schauspiels leichtgeschürzte Muse,
Sie, die vor Vielen ihm verpflichtet ist,
Weil sie die schönsten Kränze, die sie schmücken,
Die köstlichsten aus seiner Hand empfing —
Welch bess'res Denkmal könnte sie ihm weihn,
Als wie sein eig'nes, ewiges Gedicht?! —
Gedenkt der Zeiten, da dies Werk entstand!
Im trüben Anfang war es des Jahrhunderts,
Da über Deutschland, mitternächtig, schwer,
Die Wolke hing des nahen Untergangs,
Des selbst verschuldeten! Vom Neid der Fürsten
Langsam zernagt, zerfetzt von seiner Bürger
Selbstmörderisch wahnwitz'ger Eifersucht,
In Trümmer sank des Reichs ehrwürd'ger Bau;
Schon westwärts dröhnte des Erob'rers Fuß,
Und jammervoll, ein preisgegeb'nes Weib,
In Thränen lag, ohnmächtig hingegossen,
Das Vaterland — und fühlte schon die Ketten,
Die seine eignen Kinder schmiedeten!
Und fühlte schon auf der erlauchten Stirn
Die Eisenfaust fremdländ'scher Tyrannei!! —
Und da, da wars! Einsam, in enger Zelle,
Bei nächt'ger Zeit, den Sternen zugekehrt,
Aus denen er des Lebens Flamme sog,

Da ließ der Dichter seinen Tell entstehn!
Für die kein Raum mehr war auf deutscher Erde:
Vaterlandsliebe, Mannesmuth und Stolz,
Die trotz'ge Würde eines freien Volks,
Das aus dem Himmel seine Rechte holt —
Sie flüchteten in des Poeten Herz
Und schufen hier, damit die künft'ge Zeit
Nicht ganz verarmt an großen Mustern sei,
Der Freiheit Festtragödie, Wilhelm Tell! —
Es war des theuren Dichters letztes Werk,
Das Testament, mit dem er Abschied nahm
Von dem geliebten, seinem deutschen Volk!
In eigner Brust vorahnend seinen Tod,
Dem Schwane gleich, der in Gesanges Wogen
Melodisch ausströmt seines Blutes Quell,
Ließ er den Pfeil des Lieds noch einmal steigen —
Und traf zerschmetternd des Tyrannen Herz! — —
In andern Bahnen wandelt andre Zeit.
Die Schwerter ruh'n, kein äuß'rer Feind bedroht
Den holden Frieden unsers Vaterlands,
Und fröhlich blühen Handel und Gewerb'. —
Doch aneinander rüstig pralln die Geister,
Hier ist das Schlachtfeld der verjüngten Zeit:
Nacht kämpft mit Licht, die Wahrheit mit der Lüge,
Und wiederum, die Völker zu bethören,
Steckt mancher Geßler manchen Hut empor! —
In diesem Sinn empfangt heut unser Spiel!
Und wenn der Dichtung zauberische Kraft
Das tiefste Herz in Mitgefühl Euch löst:
Ihr seht die Zeichen flammen von den Bergen,

Ihr murmelt leis den Schwur des Rütli nach,
Und hört, was Attinghausen sterbend spricht,
Das köstliche: Seid einig, einig, einig —!
O seid gedenk, es hab' Euch auch gemeint!
Es braucht die Wahrheit ihre Kämpfer auch,
Der Sieg des Geists will auch errungen sein:
O seid denn einig für den Kampf der Zeit,
Seid einig, einig für des Volkes Rechte,
Seid einig, einig, wo die Freiheit ruft! —
So wird in Euch der Geist des Dichters wach,
So, Freunde, wird's ein ächtes Schillerfest!
Denn alle Kunst ist Blüthe nur und Saat:
Die wahre Frucht des Lebens ist die That.

Titus Ullrich *).

Dithyrambe an die Jugend.

Heil! Ihr trutzigen Häupter! Heil!
Ihr Stirnen, so leuchtend klar,
Wie des jungen Tages
Aufwehender Saum
Mit dem blitzenden Stern,
Mit dem Stern der Verheißung!

Ihr, ihr seid
Die Ganymede der Welt,
Zu spenden aus goldenem Kruge
Den Trank der Begeistrung,
Den schäumenden Alpenquell,
Den der purpurne Morgen entzündet
Mit dem ersten sprühenden Funken,
In welchen der Abend hinabtaucht
Seine letzte bleichende Rose.

---

*) Aus der binnen Kurzem erscheinenden längern Dichtung: „Victor, vom Verfasser des Hohen Liedes."

An eurer, an eurer Hand
Wandelt die Liebe,
Die schämige Träumerin,
Und hängt sich an euren Arm
Mit lispelnder, zärtlicher Frage,
Und hält euch sinnend und harrend fest,
Und blickt euch ins selige Auge,
Darinnen zu lesen tief
Der Unsterblichkeit Züge!

Euch lächelt die Schönste der Schönen,
Euch lächelt die That!
Und ihr versteht ihre Reize!
Ihr, ihr noch kennet die Nächte,
Die fiebrischen Nächte,
In denen ein blendender Stern
Euch schlummern nicht läßt,
Und des Lorbeers ewiges Rauschen,
Aus dessen Blättern allein
Dodonische Weisheit euch anweht!
Und es jagt euch vom Lager:
Ihr ballet die Faust,
Und stehet und starrt
— Gladiatorstatüen!
Und fahrt wieder auf dann
In grollender Unruh:
O Pest dieser Zeit!
O Fluch dieser Schwüle!
Und sehnet zurück euch,
Zurück

In den blauen Aether
Von Salamis und Thermopylä!
In den göttlichen Wettkampf
Olympischer Streiter! Zurück
In den Bund der Verschwornen,
Der Cäsar-Vertilger! —
In den Allmachts-Convent
Der Frankenrebellen!
Unter die siegenden Adler
Des corsischen Attila,
Der mit Scorpionen
Die Kön'ge gegeißelt! —

In euren Herzen
Schmettert der Muth
Seine rauschende Feldmusik!
Hurrah! Hinaus!
Hin, hin durch's Gewühl!
Wo gähnt die Gefahr? —
Es erglühet die Wange
In freier Empörung,
Es krampfet der Arm
Entgegen der Tücke,
— Der giftigen Schleiche,
Es dräuet die Stirn vor,
Es bäumt sich die Locke,
Es stampfet der Fuß
In Ungeduld: —
Mit verhängtem Zügel
Zu stürzen sich,

Und unverhüllten Angesichts,
In des Opfers Schlund,
— In des Todes Grund!

Ob euren Häuptern
Alpenkühn
Sitzet zu Throne der Stolz noch,
Der offene Stolz,
Der von sich stößt mit Verachtung
Die feige berechnende Klugheit,
Den stummen Lakeienrespect,
Die duldsame schmeichelnde Fügniß,
Das ganze wedelnde Hundethum
In Würden und Amt und Orden!

Versteint nicht
Zum kalten, starren Gefels,
An dem es brandet vergebens,
In todter, trauriger Oede, —

Versandet nicht
Zum kahlen, flachen Gestade,
Ob dem es spärlich nur rieselt
Vom matt herwankenden Saum
Des kämpfenden Elements,
Und Trümmer und Schlamm nur anspült:

Noch, noch treibt hin euer Herz
Auf der großen, pulsirenden Woge des Lebens,
Hin, ein verwegener Segler,
Und trägt die Penaten,

Die alten, die heil'gen,
Die Kraft und die Treue,
Und sie vor allen — die Freiheit!
Die Freiheit... Hoch flattern die Wimpel
Wie lechzende Blitze!
Frisch schauert's von Lust
Hin über die Wogen....
Und unerschüttert erblickt
Ihr muthigen Argonauten, ihr,
In der finsteren Tiefe
Die Ungethüme des Abgrunds,
Die stier sich entgegenwälzen —
Das riesige Scheusal,
Der Gewalt Leviathan!
Und funkelnder blitzt
In eurer Hand
Die leichte Harpune,
— Ein köstliches Spielzeug!

Mit unbestochenem Blick noch
Erschaut ihr das große Elend,
Den Jammer der Erde,
Die Noth und die Knechtschaft,
Die grausen Aegyptierplagen,
Vor denen der Völker keines
Mehr gilt als erwählet!
— Nur das früh nicht genug
An die Pforte klopfet — der Tod!
An eurer Wimper noch quillt
Des erbarmenden Mitleids Born,

Ihr erbebt, ihr schäumet noch auf
In urweltlichem Groll,
In titanischer Thatkraft: —
Drum ist allein die Jugend bestellt,
Aus Höll' und Tod zu erlösen die Welt!

Auf, auf! ans Werk! Eh' die Zeit,
— Die sacht einschläfernde Delila,
Eh' die Zeit die Locken der Kraft euch kürzt,
Eh' der rauschende Strom in die Ebne stürzt,
Eh die leuchtende Sonne zur Neige geht,
Und ewig die alte Schande besteht!

Karl Beck.

---

1. Wo Tauben sind.

Laß mich mit meinem Weh,
Laß mich mit meiner düstern Gluth:
Ich wäre nur ein Tropfen Blut
Auf reinem Schnee.

Dich sucht, was fromm und lind,
Was fromm und lind, das suche Du:
Denn sieh, es fliegen Tauben zu,
Wo Tauben sind!

---

2. Eine Trauerweide.

Noch einmal, eh' ich scheide,
In ferne Länder geh,
Ruf ich dir zu: Ade, Ade,
Du schöne Trauerweide
Dort an der schwarzen Spree.

Noch eh' der Lenz die Hallen
Des Haines frisch belaubt,
Blüht schon dein melancholisch Haupt:
Du bist es, die vor allen
An seine Sendung glaubt.

Und wenn der Herbst die Wipfel
Entblättert hier und dort —
Du grünst noch lang, noch lange fort.
Es schallt von deinem Gipfel
Des Vogels freies Wort.

Dicht an des Stroms Gestaden
Ein Schloß, ein graues, steht,
Hin siehst du früh und Abends spät:
Dort wohnt von Gottes Gnaden
Des Königs Majestät.

Du gleichst dem deutschen Herzen!
Ob auch der Lenz noch weit,
Es ahnt zuerst die goldne Zeit,
Und glaubt in tausend Schmerzen
An nahe Seligkeit.

Du gleichst dem deutschen Volke,
Dem Stamm, der vom Geäst
Der Hoffnung Grün nicht fallen läßt,
Ob auch des Herbstes Wolke
Ihn unverdrossen näßt.

Du gleichst dem deutschen Sohne!
Hin blickt er mit Gebühr
Tagtäglich nach des Königs Thür —
O du mein Heiland, lohne
Dies Harren für und für!

OXFORD

Heinrich Pröhle.

1. Wie die Bergleute die Weber todtgeschlagen haben.

Die armen Weber hatten kein Brod;
Da kamen die Bergleut' und schlugen sie todt.
Hört an, o hört an wie das geschehn
Wohl in den Thälern und auch auf den Höhn!

Die Bergleut' graben im tiefen Schacht,
Sie graben immer bei der Nacht;
Der Eine gräbt das Silber, der Andre gräbt das Gold:
Dafür gibt ihnen der König den Sold.

Die Bergleut' graben immer fort,
Und keiner pfeift und sagt ein Wort;
Bei ihnen ist kein Zank und Streit,
Und keiner thut dem Andern ein Leid.

Die Bergleut' haben ihr eigen Gericht
Ueber der Erde, doch brauchen sie's nicht:
Die Bergleut' thun, was der König gebeut,
Die Bergleut' sind gar fromme Leut'.

Und als nun für ihr letztes Geld
Die Weber Sonntags den Tanz bestellt,
Da standen die Bergleut' in guter Ruh'
Von fern' und machten Musik dazu.

Der schönste Bub' und die schönste Maid,
Die tanzten zusammen lange Zeit;
Die Bergleut' haben die ganze Nacht
Gestanden und haben Musik gemacht.

Der Eine, welcher gräbt das Gold,
Der strich die Geige so wunderhold;
Der Andre, welcher das Silber gräbt,
Der stieß in's Horn, daß Alles erbebt.

Des Morgens früh erst um halb Vier,
Just als die Sonne ging herfür,
Ward im Gebirg es todtenstill. —
O Herr Gott, es geschah' dein Will'!

Und als nun die Weber revoltirt,
Sind wieder die Bergleut' requirirt;
Sie stiegen aus ihrem Schacht empor
Auf einer langen Leiter und rückten vor.

Ueber der Erde da stellten sie sich
In eine Ordnung säuberlich;
Sie kamen und schlugen die Weber todt
Mit Weibern und Kindern und Dirnlein roth.

Der Eine, welcher das Silber grub,
Erschlug den schönsten Weberbub';
Der aber, welcher gräbt das Gold,
Erschlug das schönste Mägdlein hold.

Die armen Weber hatten kein Brod,
Da kamen die Bergleut' und schlugen sie todt.
Dann aber zogen sie ganz müd'
Zurück zum Schacht in Reih' und Glied.

Dort graben sie noch lange Zeit
Im Dunkeln fort, die ernsten Leut'.
Der Eine gräbt das Silber, der Andre gräbt das Gold;
Dafür gibt ihnen der König den Sold.

Indessen über die Höhen von Eis
Wandelt der Geist des Gebirges leis,
Und unter seinen Füßen sacht
Keimt der Lawinen stolze Pracht.

---

2. Die Prophetenschulen in Israel.

Heilige Prophetenschulen,
Welche Israel gesehen!
Wo man Wahrheit reden lehrte,
Wahrheit zu den finstern Königen.

Auf den Armen schon die Mütter
Brachten ihre jungen Kinder,
Daß sie Wahrheit reden lernten,
Wahrheit zu den finstern Königen.

Also harrten dort die Knaben,
Bis sie stark und Männer wurden,
Bis sie Wahrheit reden lernten,
Wahrheit zu den finstern Königen.

Wer dort eine Lüge dachte,
Ward geweiht dem finstern Tode,
Wo man Wahrheit reden lehrte,
Wahrheit zu den finstern Königen.

Löwen brüllten dort. Wenn Einer
Sich davon getroffen fühlte,
Ging er hin und sprach die Wahrheit,
Wahrheit zu den finstern Königen.

Alles Volk, und auch die Mutter,
Die ihn hörte, pries den Herren,
Daß er Wahrheit reden lernte,
Wahrheit zu den finstern Königen.

---

3. Noch ist Polen nicht verloren.

Die ganze Welt wird neu geboren!
Wie bin ich deß so innig froh!
Selbst Polen ist nicht ganz verloren, —
Die Harfenmädchen sagen so!

Wenn Engel lögen — ach, so lügen
Sie, daß ein Gott im Himmel sei!
Wenn süße Mädchenlippen trügen,
So ist's der Liebe Heuchelei!

Du Harfenkind mit bleichen Wangen,
Auch Du willst lügen? Wohl, es sei!
Sing', daß ein Morgen aufgegangen,
Und Polen, Polen selbst wird frei!

Die ganze Welt wird neu geboren!
Wie bin ich deß so innig froh!
Selbst Polen ist nicht ganz verloren, —
Die Harfenmädchen sagen so!

---

4. Emancipirte Krebse.

Die Krebse sprechen:

Wundern Sie sich nicht, Verehrte,
daß wir so von hinten kommen;
Denn von unsern Vätern haben
wir uns das so angenommen.

Sind emancipirte Krebse,
fühlen uns so groß und fuet;
Nur das Rückwärtsgehn behielten
wir uns Pietät noch bei.

5. Wartburg.

Als ich jüngst zu meinem Mädchen
bin geschlendert durch den Wald
Kam mir schweigend ernst entgegen
eine lockige Gestalt.
— Freund, wohin denn? „Nach der Wartburg.
Nun ade." — So warte doch!
In Geschäften? „Immer! siehst Du
nicht, daß ich ein Demagog?"
Und so war er schon verschwunden;
doch ich blickt' ihm für und für
Sinnend nach und ernst, indessen
Liebchen öffnete die Thür.
Wartburg! theurer Name! dorten
stand die Bibelpress' und dort
Lag an ihrer Mutterbrust einst
still das junge deutsche Wort.
Wartburg! dort auch ist's geschehen;
Doctor Luther war einmal
Auf die Jagd hinausgezogen
in dem Ritterkleid von Stahl.

Unter einer Wartburgseiche
ruhend fand er zwei Studenten,
Die, von Wittenberg gekommen,
für die neue Lehre brennten.
Hat sie erst examiniret,
dann geehrt mit Ritterschlag;
Auf die langen blonden Locken
legt' er seine Hand und sprach:
„Segne Gott die deutsche Jugend!
sie wird dulden Pein und Haft,
Trübe Tage für die Wahrheit!
blühe, junge Burschenschaft!"
Also sprach der Doctor Luther
sinnend, und nach langer Zeit
Hörte droben man ein Rauschen,
ernsthaft wie von Kampf und Streit.
Dorten wo der Reformator
auf die Jagd einst ausgezogen,
Wo die Ross' er kühn getummelt,
welch ein kriegerisches Wogen!
Wartburgsfest! des Reformators
Segen hat heraufbeschworen
Stolze lockige Gestalten,
die sich ernst im Wald verloren.

Doch bald ward es wieder stille,
und der stolze Geist verschwand.
Wanderer, Du mußt ihn suchen
anderswo im deutschen Land.

Wo der Doctor Luther jagte,
dorten blüht jetzt und gedeiht
Just wie hier nur schöne dunkel-
äugige Waldeinsamkeit.

---

6. Waldfräulein.

An einer freien Stelle
Im tiefen Eichenwald,
Wie glänzte da so helle
Des Waldfräuleins Gestalt!

Und wie die andern Eichen,
Also erschien sie ganz;
Doch that ihr jede weichen
An Herrlichkeit und Glanz.

Ihr Leib war stolz und prächtig,
Sie trug ein grünes Kleid;
Ihre Krone stark und mächtig,
Der Thau ihr Krongeschmeid.

Ihr Haar war eichenblättern;
Eichhörnchen aus dem Hain
Gar ernsthaft kam mit Klettern,
Haarnadel ihr zu sein.

So stand sie da, o Wonne,
Mit Augen hell und klar
In Thau und Morgensonne
Und strählt' ihr goldnes Haar.

Und über alle Gipfel
Der Wälder sah sie weit
Und schüttelt ihren Wipfel,
Die Fee Waldeinsamkeit.

Hermann Schiff.

Sprüche*).

I.

Der deutsche Geist, der deutsche Muth,
Der ist's, der alle Wunder thut.
Er stürzte um der Päbste Sitz,
Er schuf sich Donnerwerk und Blitz,
Er fand das Maaß der flücht'gen Zeit
Und gab dem Wort Vielfältigkeit.

Darum bewahrt den deutschen Muth,
Es geh' Euch schlecht, es geh' Euch gut!
Der deutsche Geist wird auch nicht ruhn,
Wird noch sein letztes Wunder thun,
Und geben deutscher Einigkeit
Ein Dasein für die fernste Zeit.

*) Verspätet eingegangen. D. R.

II.

Mit dem „Marienkind.“

Der deutsche Geist zeugt wunderbare Blüthen!
Was Amme und Frau Großmama erzählt
Ist oft so sinnreich wie antike Mythen,
Und Anmuth ist mit Heiligkeit vermählt.

III.

Mit dem „Gevatter Tod.“

Des Dichters Spiel mit Worten und Gedanken
Hat wunderbaren, zauberreichen Sinn,
Weit über der Vernichtung düstre Schranken
Trägt Ahnung ihn auf Seraphschwingen hin,
Und solcher Ahnung leiht er Farb' und Leben.
Denn ach! was kann ein Dichter Großes geben?

Die Farben sind dem Erdenstaub entnommen,
Das Leben müßig Spiel der Phantasie,
Ein Leben ist vom Himmel uns gekommen,
Und Gottes Blut ist seine Farbe hie.
Entweiht ist leicht der Trost gebrochner Herzen
Durch sinnliches — wenn gleich sinnvolles — Scherzen.

Doch wölbt der Himmel sich nur Thränenblicken?
Giebt die Verheißung nur dem Dulder Muth?
Was Schmerzen heilt, kann eben recht entzücken
Ein muthig-glückliches, gesundes Blut!
Der Priester spend' Ermahnung allem Schmerze,
Der Dichter hat die Ahnung, hat die Scherze.

Das arme Fräulein.

Eine Dorfnovelle

von

Hermann Schiff.

Das arme Fräulein*).

Eine Dorfnovelle

von

Hermann Schiff.

Louise war ein schönes, sanftes Kind. Ihre Haut war weiß wie Schnee, ihr Wuchs so schlank und anmuthig, wie man auf dem Lande sonst nicht findet, und weil ihr Vater als Schloßverwalter der angesehenste Mann im Dorfe war, so sagten die Bauern: er müsse an die Erziehung seiner Tochter etwas wenden, welche gewiß noch einmal durch eine reiche Heirath ihr Glück machen und eine vornehme Dame, wo nicht gar eine gnädige Frau werden würde.

Damit war der Verwalter völlig einverstanden, ließ eine alte französische Gouvernante aus der Stadt kommen und nahm sie in's Haus, und Louise war ein gehorsames Kind, that, was man von ihr verlangte, lernte französisch, sticken, singen, tanzen, Clavier spielen, und kümmerte sich nicht um die Wirthschaft, welche die Mutter besorgte.

---

*) Verspätet eingegangen. D. R.

So wuchs sie heran und ward das schönste Mädchen, was man irgend sehen konnte. Aber kein Mädchen wollte mit ihr Umgang haben, weil sie hochdeutsch sprach und sich feiner und sorgfältiger kleidete, als es auf dem Dorfe Brauch war; und kein Bursche wagte sie anzureden oder auf Kirmsen und Jahrmärkten sie zum Tanze aufzufordern, denn die alte französische Gouvernante war ihr stets zur Seite und ließ sie nicht aus den Augen. Im ganzen Dorfe hieß Louise „das arme Fräulein" und die reichen Bauerstöchter fügten schnippisch und spöttisch hinzu: „wir sind nicht ihres Gleichen;" denn die zerrütteten Vermögensumstände des Verwalters waren keinem ein Geheimniß mehr und man wußte, daß er eines reichen Schwiegersohnes bedurfte, um sich wieder auf die Beine zu helfen.

Endlich befreite der Tod Louise von ihrer immerwährenden Begleiterin, der alten französischen Gouvernante, und Robert, der schlanke, junge Förster, faßte sich ein Herz, und warb um Luisens Hand. Er achtete dabei auf keine Warnung und wenn man ihn fragte: was er mit dem Püppchen anzufangen gedächte, die ihm kein Heirathsgut zubrächte, in der Wirthschaft nichts schaffen und im Hause nichts nutzen könne, so antwortete er: „Ich will eine schöne und gebildete Frau und bin reich genug, ihr Mägde zu halten, so viel sie deren bedarf."

Wer das schöne stattliche Pärchen sah, der mochte Beide wohl für glücklich halten. Und doch waren sie es nicht. Robert war eben so wild und ungestüm,

wie Louise sanft und gefällig. Ihre schüchterne Zärtlichkeit genügte nicht seiner leidenschaftlichen Gluth, und der Verwalter verschob die Hochzeit von einer Zeit zur anderen, nahm aber die Baarschaften seines reichen Schwiegersohnes inzwischen gar sehr in Anspruch. Robert ward argwöhnisch und mißtrauisch; er fürchtete, daß seine Braut ihn nicht liebe und mit ihrem Vater unter einer Decke spiele, um ihn nur mehr und mehr Geld abzulocken, und benutzte diesen und jenen Vorwand, seiner Galle Luft zu machen. Louise hatte aber weder von ihrer Gouvernante noch von ihren Eltern je ein böses Wort vernommen, und die Vorwürfe eines Geliebten sind doppelt schmerzlich; die Schmähungen obendrein, welche sich Robert gegen ihren Vater erlaubte, brachten sie vollends zur Verzweiflung. Sie wollte ihren Vater vertheidigen; allein ihr Athem stockte, ihre Zunge war gelähmt, bis ein Thränenstrom aus ihren Augen brach. Dann gewann sie die Sprache wieder und bat ihren Bräutigam, doch nur Geduld zu haben, es würde sich gewiß noch mit der Zeit Alles nach seinen Wünschen ändern. Die Mutter schüttelte den Kopf zu solchen Auftritten, der Vater hatte nicht übel Lust, mit dem angehobelten Schwiegersohn ein für alle Mal zu brechen; aber dann bat Louise und schmeichelte und weinte so lange, bis ihre Eltern wieder versöhnt waren.

Eines Tags erhielt der Verwalter einen Brief, der ihn in große Bestürzung versetzte. Er meldete, daß der junge gnädige Herr, welcher seit kurzem erst mündig geworden, mit nächstem auf dem Schlosse ein-

treffen würde, um sich mit eignen Augen von dem Zustande und der Beschaffenheit seiner Güter zu überzeugen. Sorgfältig legte der Verwalter das Schreiben zusammen und verbarg es in der Brusttasche seines Rockes; dann ließ er sich Hut und Stock geben und ging nach dem Forsthause.

Angelangt daselbst nahm er Robert allein, zeigte ihm den erhaltenen Brief und gestand, daß ihm an den Pacht- und Lehngeldern 2000 Thaler fehlten und er ohne die Hülfe seines Schwiegersohnes diesen Mangel nicht zu decken wisse. Aber Robert konnte oder wollte dießmal nicht helfen, und vergebens sagte ihm sein Schwiegervater: „Es handelt sich um meine Ehre, es handelt sich um Louise. Oder haben sie den Muth die Tochter eines Kassendefraudanten zu heirathen?" Robert verlor die Geduld und erwiederte: „Mich dünkt, ich habe meine Verblendung, der Verlobte dieses Zierpüppchens zu sein, theuer genug bezahlt, oder können Sie mir die Summen zurückerstatten, die Sie schon von mir entliehen haben? Auf die Ehre, der Schwiegersohn eines Kassendefraudanten zu sein, leiste ich herzlich gern Verzicht." Der Verwalter entgegnete: „Lieber Herr Forstmeister, wie Sie wollen; ich habe Ihnen meine Tochter nicht aufgedrungen, und kann auch noch einen andern viel vornehmeren Schwiegersohn bekommen." Robert lachte höhnisch. „Da ich Ihrer Tochter, wie es scheint, nicht gut genug bin, insofern ich mich nicht entschließen kann ihre Kassendefraudationen zu decken, so rathe ich Ihnen, sie dem gnädigen jungen Herrn anzutragen. Dann wäre ja

Alles in Ordnung." „Wahrlich!" entgegnete bleich vor Zorn und Verzweiflung der Verwalter, „das ist ein guter Rath, den Sie mir geben, und ich werde ihn befolgen." Robert biß die Zähne zusammen. „Werthester Herr Schwiegervater!" sagte er. „Wenn Ihre Tochter erst gnädige Frau ist, wird sie mir doch in meiner bisherigen Stellung nicht schaden?"

„Fürchten Sie nichts, da Sie die Sanftmuth meiner Tochter kennen. Sie zürnt selbst demjenigen nicht, der sie schmäht und mißhandelt, wo er kann." So sprach der Verwalter und verließ voll Sorgen und Unmuth das Forsthaus.

Robert lachte ihm höhnisch nach: „Thun Sie nur nicht, als ob Ihre Tochter schon gnädige Frau wäre!"

Ihm ahnete nicht, wie bald sich erfüllen würde, was er jetzt so laut verlachte.

Auf dem Heimwege sprach der Verwalter zu sich selbst: „Jetzt bleibt nichts übrig, als dem jungen Grafen Alles zu gestehen. Louise muß auch das Ihrige thun. Sie muß sich wacker herausputzen, um eine Fürbitte einzulegen. Der gnädige Herr ist jung, er wird kein Herz von Stein haben. Und wer kann ihr etwas abschlagen, wenn sie recht schön darum bittet?"

Indeß waren alle Besorgnisse überflüssig, und Alles sollte anders kommen, als sich vermuthen ließ.

Mit Thränen in den Augen vernahm Louise von den Vergehungen ihres Vaters und erklärte sich bereit zu Allem, was Kindespflicht von ihr verlangte.

Der junge Graf langte an, pünktlich zu der Stunde, die er in seinem Briefe angegeben. Die Verwalterin empfing ihn, und weil seine erste Frage nach ihrem Manne war, sagte sie, er sei ausgegangen, müsse aber bald wiederkehren.

„Ausgegangen?“ wiederholte finster der junge Graf. „Ich habe meine Ankunft ihm genau gemeldet und befohlen, mich zu erwarten.“

Da trat Louise ein, weiß gekleidet. Sie hatte ungewöhnliche Sorgfalt auf ihren Anzug verwendet und der Gedanke, die Retterin ihrer Eltern, der gute Engel ihres Vaters zu sein, beseelte sie und machte ihre Schönheit wahrhaft blendend. Wie versteinert stand der junge Graf. Louise bemerkte den Eindruck, den ihr Erscheinen auf den vornehmen Jüngling hervorbrachte; sie nahm es für ein gutes Omen und schien entzückt; je mehr der junge Graf in Verwirrung gerieth, desto unbefangener wurde sie, und je mehr er sich zu sammeln suchte, desto zuvorkommender begegnete sie ihm. Ein Frühstück wurde aufgetragen und Louise machte die Honneurs; darauf sang und spielte sie; der junge Graf saß regungslos da und seine Augen verschlangen ihre Reize, sein Ohr lauschte auf ihre Stimme; doch als sie schloß, verlangte er wieder ungeduldig nach dem Verwalter.

„Ich will ihn rufen,“ sagte die Mutter, gab ihrer Tochter einen Wink und ließ sie allein mit dem jungen gnädigen Herrn.

Jetzt erst fühlte Louise die ganze Schwierigkeit ihres Auftrags. Sie wollte beginnen, aber ihr fehlten

die Worte. Der junge Graf saß ernst und traurig im Sessel und ließ kein Auge von ihr.

Sie faßte sich plötzlich ein Herz, bog leicht ein Knie vor ihm, faltete die kleinen niedlichen Hände, und während zwei klare Thränen die zarten Wangen herabglitten, blickte sie ihn an, mit unbeschreiblich flehendem Ausdruck.

Ernst und traurig begann er: „Ich weiß, um was Sie bitten. Die Art, wie Ihr Vater seit Jahren meine Güter verwaltete, ist längst kein Geheimniß mehr. Ich kann nicht gut eine Unrechtlichkeit, einen Mißbrauch des Vertrauens vergeben. Ich kam auch in der Absicht, strenges Recht zu üben. Allein Ihr Vater hat eine glückliche Fürsprecherin gewählt!" — „Eine Fürsprecherin?" „Sie haben freilich kein Wort zu seinem Gunsten gesagt, doch Ihrem Liebreiz konnte ich widerstehen, Ihrer stummen Fürsprache nicht; es wäre eine Sünde gewesen. Das ist eine edle Tochter, die nur Thränen für die Vergehungen ihrer Eltern hat, aber keine Worte, die ihren Vater als Missethäter bezeichnen. Stehen Sie auf. Es schmerzt mich, Sie in einer so demüthigen Stellung zu erblicken. Stehen Sie auf, und rufen Sie Ihren Vater, denn er verbirgt sich vor mir."

Hoch erröthend erhob sich Louise und ergriff seine Hand. „Darf ich ihm Ihre Vergebung verkünden?"

„Sagen Sie ihm, das Vergangene sollte vergessen sein, aber wir müßten für die Zukunft Abrede nehmen."

Louise hauchte einen Kuß auf seine Hand und ging. „Keine Demüthigungen wieder!“ rief er ihr warnend und bittend nach.

Der Verwalter erschien wie ein reuiger Sünder. Der junge Graf sagte ihm kein beschämendes Wort, gab nur seine Anordnungen und Befehle auf künftighin, und fragte dann, ob Louisens auffallende Schönheit noch von keinem Jüngling gewürdigt worden? ob ihr Herz noch frei, ihre Hand noch unversagt sei? Und da der Verwalter dieß Alles bestätigte, weil er es für überflüssig erachtete, ihr Verhältniß zu Robert zu erwähnen, erklärte der Graf, daß er nichts sehnlicher wünsche als eine Gemahlin zu besitzen, wie Louise, was auch die Welt und seine Anverwandten gegen diese Mißheirath einwenden möchten. Der glückliche Vater wollte augenblicklich seine Tochter rufen und ihr verkünden, welch eine hohe Gnade und Ehre ihr widerfahren solle; allein der Graf verbat es sich. „Ich stand,“ sagte er „diesem glänzenden Geschöpfe heute als Gebieter gegenüber, der über ihr Wohl und Wehe entschied. Es würde sie überraschen, es würde sonderbar und abenteuerlich lassen, wollte ich jetzt mein Knie vor ihr beugen und mein Lebensglück von ihr erflehen. Sagen Sie Ihrer holdseligen Tochter, daß ich in Zukunft nur mit all der Schüchternheit und Ehrfurcht ihr nahen werde, deren ihre seltenen Vollkommenheiten und Tugenden würdig sind.“

Nach diesen Worten verlangte er seinen Wagen und reiste augenblicklich weiter.

„Bei allem dem ist er doch ein Sonderling“ meinte der Verwalter. „O nein!“ sagte Louise, die es hörte. „Er ist der edelste Mann, den ich mir denken kann.“

Bevor der Verwalter seiner Tochter etwas Näheres von dem Antrag des Grafen mittheilte, wollte er ihr Verhältniß mit dem Förster gänzlich auflösen, welches ihn nach dem neulichen Auftritte im Forsthause ein Leichtes dünkte. Auch von diesem Zanke wußte Louise nichts, ihr Vater sah vorher, daß sie sich sehr darüber grämen würde, und wollte ihr die zum Empfang des Grafen nöthige gute Laune nicht verderben.

Er schrieb an Robert: „Sie haben mir einen Rath gegeben und ich versprach ihn zu befolgen. Unter den obwaltenden Umständen war das Beste, was ich thun konnte, meine liebe Louise mit dem gnädigen jungen Herrn zu verbinden, und da der Herr Graf gestern bei seiner Anwesenheit auf dem Schlosse die Gnade hatte, um die Hand meiner Tochter anzuhalten, habe ich mit pflichtschuldiger Ergebenheit und durchdrungen von unterthäniger Dankbarkeit für diese große Ehre ihm dieselbe feierlich zugesagt. Indem ich Ihnen dieß anzeige, wiederhole ich Ihnen nochmals, daß Sie für Ihre Stellung nichts zu fürchten haben. Nur würde es meiner Tochter, der zukünftigen gnädigen Frau, wünschenswerth sein, nicht daran erinnert zu werden, daß sie mit einem ihrer Untergebenen in ei-

nem so nahen Verhältniß gestanden. Sie würden deshalb wohlthun, mit Ihren Besuchen auf dem Schlosse so sparsam wie möglich zu sein, oder noch besser, sie ganz einzustellen."

Diesen Brief sandte er mit dem frühesten nach dem Forsthause. Indessen nahm Louise die von dem gestrigen Frühstück noch übrigen Confituren und Leckerbissen, packte sie nebst Trauben, Pfirsichen und anderen edlen Früchten aus ihrem Garten in ein Körbchen, welches sie selbst aus Draht und bunten Glasperlen geflochten hatte, um es Robert und seiner Mutter zu bringen.

Das Forsthaus lag in einem schönen Eichenhain. Eine Waldbrücke führte über einen reißenden Bergstrom, dessen schäumende Gewässer pfeilschnell dahinschossen. Es war noch früh am Morgen. Die Sonne blickte liebäugelnd durch das dichte Laub und in den Gräsern funkelte der Thau. Freundlich begrüßte Louise das zierliche, mit mächtigen Hirschgeweihen geschmückte Gebäude, welches so wundersam versteckt dalag in traulicher Umgebung. Auf der Brücke blieb sie stehen und schaute in die murmelnden pfeilgeschwinden Wellen und das Geflüster des Laubes und das Rauschen des Stromes klangen ihr so einladend. „Wie glücklich werde ich sein," dachte sie, „wenn ich erst diese Einsamkeit bewohne, wo Liebe und stille Innigkeit heimisch sind."

Roberts Mutter saß spinnend auf dem reinlichen Flur. „Wie, Louise!" rief sie erschrocken, „du hier? Ist mein armer Robert um deinetwillen nicht schon unglücklich genug, willst du ihn vollends wahnsinnig

machen?" — „Was hat er denn schon wieder?" fragte Louise.

„Mädchen! Mädchen!" rief die Alte, „bist du wirklich so unschuldig oder stellst du dich nur so? Ich bitte dich, geh, ehe dich mein Sohn erblickt. Du weißt, wie jähzornig er ist, er wäre im Stande dich umzubringen."

„Ich bin mir nichts Böses bewußt," entgegnete Louise. Aber im selben Augenblicke schrie sie laut auf, denn Robert, todtenbleich, mit funkelnden Augen und zuckenden schäumenden Lippen erschien auf dem Flur. Er hatte ihre letzten Worte gehört und rief höhnisch: „Du erschrickst vor mir? Es ist so weit nicht her mit deiner Unschuld — dein böses Gewissen verräth dich!"

„Ich dulde schweigend alles Böse, was du mir zufügst," entgegnete Louise. „Welche größere Beweise meiner treuen, aufrichtigen Liebe kann ich dir geben, da es dir Freude macht, mich stets zu mißhandeln?"

„Du hast Recht," entgegnete er. „Ich sollte mich meiner Leidenschaft schämen, der du gänzlich unwerth bist. Was suchst du hier?"

„Ich?" fragte Louise befremdet.

„Ja! Nach diesem Briefe deines Vaters erwarte ich deine Besuche nicht mehr. Was willst du noch hier?"

Louise nahm ihr Körbchen wieder zur Hand. „Gestern," hub sie an, „war der gnädige Herr auf dem Schlosse, und ich habe Backwerk, Eingemachtes und Geflügel für Euch aufgehoben. Es wird dir schmecken.

Das Körbchen habe ich auch selbst geflochten, es soll für dich sein."

„Das habe ich erwartet!" sagte Robert zitternd und bleich vor Wuth, warf die Speisen zum Fenster hinaus und zerriß das Körbchen in tausend Stücke. „Jetzt geh mir aus den Augen," fuhr er zu Louisen fort, „oder ich zerreiße dich eben so. Hinaus zur Thür augenblicklich!"

Seine Mutter fiel ihm schreiend in den Arm, um ihn zu hindern die zitternde Geliebte zu mißhandeln. Louise floh erschrocken zur Thür hinaus.

Draußen saß eine alte halb wahnsinnige Bettlerin im Grase, verschlang gierig die aus dem Fenster geworfenen Leckerbissen und sprach käuend und schmatzend: „Das nenne ich Tollheit! Die feinsten Leckerbissen wirft er zum Fenster und das reizendste Mädchen zur Thür hinaus. Andere wären überglücklich, dergleichen in's Haus zu bekommen."

Louise bat sie mit Thränen in den Augen, Niemandem wiederzuerzählen, was sie erlauscht.

„Wollt Ihr den Flegel nicht zahm machen?" fragte sie geheimnißvoll. „Ich weiß ein Mittelchen, ein Tränkchen — o die alte Käthe versteht mehr, als sie sagen darf!"

„Alles, was du willst, nur schweig!" ermahnte Louise und enteilte.

„Woher der neue Wuthanfall?" fragte die erschrockene Mutter. „Was hat das arme Kind dir jetzt zu Leide gethan?"

„So gehen sie mit mir um!“ schrie Robert und zog den Brief des Verwalters aus der Tasche, den er krampfhaft zerdrückte. „Aus einem im Aerger hingeworfenen Worte nimmt ihr Vater Anlaß alle seine Versprechungen zurückzunehmen, und sie hat die Frechheit, mir selbst den Korb zu bringen, den sie für mich geflochten.“

„Das ist unmöglich!“ rief die Mutter. „Die Leidenschaft macht dich toll und wild, sonst hättest du ihr geglaubt, daß sie nichts von dem Briefe ihres Vaters weiß, und mit deinen rohen Beleidigungen sie verschont. Gerade jetzt, wo euch Trennung droht, hättet ihr einig sein müssen. Sie hätte nicht von dir gelassen, aber jetzt seid ihr geschieden!“ — „Desto besser!“ — „Du hast ein ganz schönes Vermögen gehabt, das hat der alte Verwalter nun größtentheils in Händen, und es wird schwer halten, es von ihm wiederzubekommen. Was sollte auch aus dir und ihr werden? Sie ist arm und an keine Arbeit gewöhnt. — Die Leute haben es dir lange gesagt. — Heirathet sie aber gar den gnädigen Herrn, so sehe ich es kommen, daß wir hier aus dem Hause müssen. — Allein was hilft alles Vernunftsprechen! In einer halben Stunde gereut es dich, sie von dir gestoßen zu haben, dann raufst du dir das Haar aus, wälzest dich am Boden und wehklagst: Ich kann nicht leben ohne sie.“ — —

Noch war keine halbe Stunde verflossen und Robert fühlte schon die bitterste Reue. Er ging auf sein Zimmer, schrieb an Louise und verdarb einen Bogen

Papier nach dem anderen; immer löschten seine Thränen die Schriftzüge wieder aus.

Folgende Worte brachte er endlich zu Stande: „Verzeihung, Louise, Verzeihung! Engel zürnen nicht und deine Sanftmuth ist grenzenlos. — Gott, der das Herz schaut, weiß, wie ich dich liebe, und was ich leide. Aber dein Vater. — Er hat mich zu Grunde gerichtet — ich sah es kommen! Aber du warst die Lockspeise, die er mir vorhielt, mich zu plündern. — Ich möchte dich entführen! — Allein jetzt kann ich nicht mehr ein Loos dir bereiten, wie es deiner würdig ist — und meine gute alte Mutter! — Ja gewiß! du bist schuldlos. Du weißt von nichts. Aber lies beifolgenden Brief deines Vaters. Er wollte 2000 Thaler von mir haben und ich habe sie nicht. — Vergieb mir meinen Argwohn, daß ich jemals glaubte, du seist mit ihm im Einverständniß! — Ich habe dich gequält, gescholten — heute sogar! — Allein du brachtest mir einen Korb und sagtest, du habest ihn für mich geflochten. — Sieh! das war ein unglückseliges Mißverständniß. Ich hätte dich tödten mögen. O hätte ich es gethan. — Ich bin wahnsinnig vor Reue und Leid! — Ich möchte sterben. Aber dich einem Anderen überlassen, vermag ich nicht. — Fürchtest du den Tod, Liebchen? — Mit dir zu sterben — unsterblich fortzuleben — vereint mit dir — welch süßer, sehnsuchtweckender Gedanke! — Fürchte dich nicht! — Weiber sind schreckhaft, du sollst nichts fühlen, keine Mordwaffe sehen. — Auf 500 Schritt trifft meine Kugel sicher! Und in zehn

Secunden lieg ich bei dir! mein Herz durchschossen. — Komm Louise! sanfter, zärtlicher Engel! Komm mit in den treuen Tod!"

Käthe, die alte wahnsinnige Bettlerin, empfing ein Geldstück, den Brief zu bestellen, und trotz ihres wirren Verstandes war sie wie auserlesen zu solchen heimlichen Aufträgen, man konnte sich auf sie verlassen.

Gegen Mittag war sie in Louisens Kämmerchen mit dem Brief. — „Briefe muß man nicht hastig erbrechen," lächelte sie widrig und geheimnißvoll, „und zumal solche nicht. Du schönes Päppchen könntest Entschlüsse fassen, die unreif und verderblich sind. — Ich habe die Karte für dich geschlagen. Vom Rauten-König, dem blonden jungen Grafen, steht dir alles Glück bevor. Aber der Kreuz-Bauer, das ist der Jäger, der wird Alles verderben. Sieh dich vor!"

„Was sprichst du, alte Thörin?" fragte Louise.

„Dein Vater hat dich dem schönen reichen jungen Grafen versprochen. Lies nur den Brief."

„Wie kannst du seinen Inhalt wissen? er ist versiegelt."

„Kindchen, ich lese dergleichen mit der Herzgrube. Ich kann auch mehr als versiegelte Briefe lesen. Willst du dein Schicksal wissen! Ich brauche die Karte nicht, ich prophezeihe dir aus diesem weißen niedlichen Händchen. Gieb her!"

Louise entzog ihr die Hand. „Hinweg, Käthe! Mir graut vor dir."

„Ich habe einen Hohlspiegel und einen schönen Krystall, die antworten auf Alles; nur muß man richtig fragen. Püppchen, dein Schicksal wird finster, du wirst meiner Künste bedürfen.“

„Geh, verlaß mich! ich will diesen Brief lesen!“

„Ich will warten,“ kicherte die Alte seltsam, „vielleicht giebt's Antwort drauf.“

Louise erbrach den Brief, erblaßte und sank in Ohnmacht. Käthe rief laut: „Hülfe, das Püppchen stirbt!“ Das ganze Schloßgesinde lief zusammen, auch die Verwalterin eilte herbei und fragte Käthe heftig, was sie hier mache? Diese deutete auf die am Boden liegenden Briefe und sprach: „Ich habe sie dem Püppchen gebracht.“

Die Verwalterin hob die Briefe auf und durchlief sie. „Wie darfst du dich so etwas unterstehen?“ rief sie entrüstet.

Käthe zog ein Geldstück aus der Tasche, zeigte es ihr und küßte es.

„Also man hat dir Geld dafür gegeben? Und wenn ich dich nun mit Hunden vom Hofe hetzen lasse?“

„Mit Hunden habe ich heut schon genug zu thun gehabt,“ grinzte die Bettlerin. „Erst wollten mir die Jagdhunde diese Leckerbissen streitig machen, dann liefen mir die Dorfhunde nach. Allein ich habe heut' gefrühstückt gerade so gut, wie gestern der gnädige Herr.“ — Hiemit öffnete sie ihre schmutzige zerlumpte

Schürze und zeigte die Ueberreste der Speisen, die Robert aus dem Fenster geworfen.

Die Verwalterin erkannte sie und fuhr fort: „Wer hat dir das gegeben?"

„Niemand! ich fand's im Grase."

„Im Grase?"

„Im Grase vor dem Forsthause. Der Wahnsinnige wirft die feinsten Leckerbissen zum Fenster und die schönsten Mädchen zur Thür hinaus. — Ich meine die Leckerbissen hier, und das Mädchen dort."

Die Verwalterin erschrak. „Wie!" fragte sie, Alles errathend. „War Louise auf dem Forsthause und hat Robert gewagt ihr die Thür zu weisen?"

Käthe erzählte, was sie von dem Auftritt erlauscht hatte, dann verlangte sie ein Almosen und einen Trunk Wein, und als sie beides empfangen, ging sie mit den Worten: „Je bunter, desto besser! Heut ist ein glücklicher Tag für mich!"

Als Louise sich erholt hatte, sagte ihre Mutter: „Wir müssen uns verständigen. Glaube nur, wir wollen nichts, als dein Glück. Du bist unser einziges Kind, der Himmel hat dich vor Tausenden mit seinen schönsten Gaben geschmückt, und du hast eine Erziehung erhalten, die weit über unseren Stand geht. Sollen alle diese Vorzüge auf dem Dorfe begraben bleiben? Willst du dein Leben an das Schicksal eines Rohen und Undankbaren ketten?"

„Ach Mutter!“ unterbrach sie Louise, „zwei Jahre lang durfte ich ihn von ganzer Seele lieben, und solche Bande zerreißen nur mit dem Leben!“

„Findest du den Grafen nicht bei weitem liebenswürdiger?“

„Nein! Ich würde mich fürchten, mich selbst verachten, wenn mir das bis jetzt in den Sinn gekommen wäre; und von nun an soll, wie du begehrst, dieß meine Pflicht sein?“

„Kannst du denjenigen noch lieben, der dich so beleidigt hat?“

„Ich habe ihm Alles schon vergeben; er that's, weil er mich bis zum Wahnsinn liebt.“

„Bedenke doch: der gnädige Herr gehört zu den vornehmsten Personen der Residenz. Du wirst die Pracht des Hofes, den Glanz der großen Welt, das Glück des Reichthums kennen lernen. Du wirst durch deine Vorzüge Alles rings verdunkeln. Dein Gemahl wird stolz auf dich sein und alle Welt dich lieben, bewundern, beneiden.“

„Ich bin nicht ehrgeizig, ich liebe die Einsamkeit und weiß aus Büchern, daß der Glanz der Welt die Herzen leer läßt.“

„Aber Kind, hast du keine Pflichten gegen mich und den Vater? Es ist nicht gut, daß Kinder auf die Vergehungen ihrer Eltern aufmerksam gemacht werden. Allein du weißt, aus welchen Quellen dein Vater schöpfte, um seiner Verschwendungslust zu genügen. Ist es nicht Kindespflicht ihn zu retten? Mein

sanftes Mädchen, hast du nicht den Muth, für den Vater dich zu opfern?"

Louise brach in Thränen aus. „Ich werde thun, was ich muß. Es hat jeder seine Wünsche und Lieblingsträume; all' die meinen sind in dem stillliblichen waldeinsamen Forsthause heimisch. Ach, mit bittern Thränen nur scheidet man auf ewig von der theuren Heimath!"

Der Verwalter mit freudestrahlendem Angesicht unterbrach diesen Auftritt. Er hatte einen großen Beutel mit Gold in Händen, den er schüttelte, und rief: „Wir sind gerettet! Hier sind tausend Pistolen! der gnädige Herr sendet sie mir, weil er fürchtet, daß ich noch anderweitige Ausstände habe." — Feierlich ergriff er die Hand seiner Tochter. „Louise! du weißt, ich liebe dich, wie meinen Augapfel, aber diesen edlen, braven, gnädigen Herrn mußt du glücklich machen oder ich fluche dir noch in meiner Todesstunde!"

Louise schauderte.

„Vor allen Dingen müssen wir jetzt dem Förster sein Geld zurückzahlen," fuhr er fort „und ihm die Stelle aufkündigen. Louise, schreibe einmal, was ich dir sagen werde."

„Um Gotteswillen!" rief Louise erschrocken, „er kennt ja meine Hand."

„Du thust, was ich befehle," rief der Verwalter, „oder geh nach dem Forsthause, laß dich von deinem wilden Jäger mißhandeln und nimm noch obendrein meinen Fluch."

Louise trat an den Schreibtisch und der Verwalter dictirte:

„Mein Herr! Ich bin keine Sklavin und mein Herz keine Waare. Hätte mein gütiger Vater jemals den Gedanken gehegt, mich zu verkaufen, so war es schmachvoll für Sie, sich auf einen so ehrlosen Handel einzulassen. Ich verdiene die Behandlung nicht, die ich heute erfahren habe, und da wir nun mehr wissen, wie Sie denken —

Louise ließ die Feder fallen und brach von neuem in Thränen aus. „Das vermag ich nicht!" schluchzte sie. „Ich kann ein Herz nicht brechen, was für mich schlägt."

„Louise!" warnte der Vater. „Ich habe jetzt dein Weinen satt."

„Warum soll er mich verkennen? Warum darf ich ihm nicht sagen, daß das Schicksal uns trennt, daß Kindesliebe und Pflicht von mir das Opfer fordern, ihm zu entsagen und daß er meinem Herzen ewig theuer bleiben wird? Warum soll ich einem Unglücklichen den letzten süßen Trost rauben?"

„Was Opfer!" rief der Verwalter. „Es handelt sich hier darum, dein Glück zu machen. — Eine schöne gnädige Frau, die ihren Förster solche Briefe in die Hände giebt. — Gift und Galle! Wenn ich nicht Ursach hätte, alles Aufsehen zu vermeiden, augenblicklich ließ ich den Tollkopf vom Büttel in's Loch sperren, weil er schriftlich dir den Tod gedroht. Entweder du schreibst oder ich übergebe dem Justitiar seinen Brief."

„Ich schreibe nicht!“ sprach Louise entschlossen.

„Ei seht doch! Also wenn man in Güte zu dir spricht, bist du hartnäckig, aber wo man roh und grob dir begegnet, die Güte und Liebe selbst? Nun, ich kann auch Gewalt brauchen!“

„Schilt sie nicht!“ rief die Mutter, „sie ist ein sanftes, frommes Mädchen. Es wird ihr schwer, ein hartes Wort zu sprechen und zu schreiben; allein für ihre Eltern ist sie zu jeglichem Opfer bereit. Laß ihr nur Zeit, sich in ihre neue Lage zu finden, ihren Schmerz zu bekämpfen, und die Liebe zu einem wilden Taugenichts aus dem wunden Busen zu reißen, damit sie ihrem edlen Gemahl ein reines, ungetheiltes Herz darbringen kann. — Louise, willst du des herrlichen jungen Grafen treue Gattin sein?“

Nach einem gewaltigen Kampfe trat Louise wieder an den Schreibtisch und der Verwalter dictirte:

„Da wir nunmehr wissen, wie Sie denken, so sendet Ihnen mein Vater die geliehenen Summen mit den landesüblichen Interessen zurück, und läßt Sie bitten, gegen angemessene Entschädigung so bald wie möglich ihre Försterstelle niederzulegen und das Forsthaus zu räumen. Louise.“

Als sie vollendet hatte, war sie leichenblaß. „Um Gottes Willen, mein Kind, was fehlt dir?“ fragte die Mutter.

„Jetzt laßt mich zu Bette gehen!“ flehte sie. „Ich bedarf der Ruhe.“

Die Dorfglocke schlug Mitternacht. Louise erwachte in einer seltsamen Aufregung. Alle Beängstigung, alle Schmerzen waren verschwunden, kaum daß noch eine dunkele Erinnerung ihr sagte, ihr sei ein vielfaches Leid geschehen. Die Nachtlampe schien eine ungewöhnliche Helle zu verbreiten; auch ihr Ohr war geschärft, sie vernahm das leiseste Rauschen des Laubes in Hof und Garten, und es klang, als regte und wehte es in ihrem Schlafgemach, und doch blieben die luftigen Bett- und Fenstervorhänge unbeweglich. — Mit einem Male öffnete sich geräuschlos ihre Zimmerthür und die alte Käthe trat ein, ein großes Packet unter dem Arm. — Louise besann sich, ihr Zimmer verschlossen zu haben. „Käthe, Käthe!" fragte sie, „bist du so ein Gast, vor dem nicht Schloß und Riegel schützen?" — Die häßliche Alte achtete nicht auf ihre Frage, setzte ihr Packet auf einen Tisch mitten im Zimmer, und indem sie ihn mit seltsamen Geberden umkreiste, ämsig Sprüche vor sich hinmurmelnd, nahm sie eine Hülle nach der anderen hinweg, bis eine große Krystallkugel sichtbar wurde, deren Axe auf zwei blanken messingnen Säulen ruhte. Sorgsam hauchte sie die Kugel an und rieb sie sanft mit einem wollenen Tuche, daß sie immer glänzender und glänzender ward und zuletzt einen hellen Schein von sich warf, gegen den das Licht der Nachtlampe erblindete. Da warf die Alte hurtig eine schwere Decke drüber und murmelte, widerlich vor sich hingrinsend: „Jeder Strahl muß fein drinnen bleiben und darf nicht unberufen im Zimmer umherschwärmen."

Mit stummem Erstaunen, doch ohne Beängstigung, sah Louise diesem geheimnißvollen Treiben zu. Plötzlich wandte sich die Alte zu ihr und sprach: „Püppchen, willst du Licht haben über deine Zukunft? so nimm die Hülle von diesem artigen Krystall, blicke fest in seinen leuchtenden Kern und sprich:

„Blanker Ball von Krystall,
Zeig' mir meinen Bräut'gam 'mal!"

Dann wird sich dir enthüllen, ob das „arme Fräulein" bestimmt ist eine reiche gnädige Frau zu werden. Mein Krystall ist treu und aufrichtig, und du darfst seiner Weissagung muthig vertrauen. Allein die Zukunft ist nicht immer, wie wir sie wünschen, und der muthwillige Ball könnte sich einen Spaß machen und dir gerade das Schlimmste, was dir bevorsteht, offenbaren. — Sollte dir etwas Entsetzliches vorkommen und du willst nichts mehr wissen, so sprich nur:

„Höre auf! Höre auf
Blanker Ball in deinem Lauf!"

Merke dir wohl diese Worte, denn du könntest leicht so entsetzliche Dinge erblicken, daß du vor Schreck darüber vergäßest, was du zu sagen hast. Aber nicht wahr, du hast ein gutes Gedächtniß?

Höre auf! Höre auf
Blanker Ball in deinem Lauf!

das wirst du schon behalten!"

Nach diesen Worten wandte sie sich zur Thür, die sich wieder geräuschlos öffnete und hinter ihr schloß. Louise, im Nachtgewande, erhob sich von ihrem Lager, trat mit der Nachtlampe an die Thür

und gewahrte mit Verwunderung, daß sie verschlossen war; der Schlüssel stak inwendig, ganz so wie sie ihn gelassen hatte, ehe sie zu Bette ging.

Sie blickte nach dem Tische. Da stand noch das verhängnißvolle Werkzeug, ein Sklave geheimnißvoller Gewalten. Sie stellte die Lampe wieder hin und von unbesiegbarer Neugierde getrieben nahm sie den verhüllenden Teppich hinweg. Der Krystall leuchtete noch heller, daß anfangs ihre Augen davon geblendet waren. Allein sie faßte sich ein Herz, heftete ihre Blicke auf den innersten Kern und sprach muthig:

„Blanker Ball von Krystall,
Zeig' mir meinen Bräut'gam 'mal!"

Ein fernes Wehen, ein gelindes Sausen erhob sich, während der Ball sich leise um seine Axe zu drehen anfing. Im leuchtenden Kern entwickelte sich ein Bild, klein, wie in einem Augapfel, doch stand es auf dem Kopfe. Schneller und schneller rollte der Ball, lauter und näher brauste es, die Bewegung erfaßte das Bild und riß es mit sich hinüber. Als es auf der anderen Seite wieder zum Vorschein kam, stand es aufrecht, und ward größer und größer. Die athemlose Beschauerin erblickte endlich sich selbst wie in einem großen Spiegel. Aber sie erinnerte sich ein Nachtkleid anzuhaben und ihr Spiegelbild trug ein Gewand von himmelblauem Sammet, mit Silber reich gestickt, und ein kostbarer Schmuck von Diamanten blitzte in den Haaren, in den Ohren und um Hals und Busen. Sie konnte nicht umhin die Pracht und Anmuth, die rührende Schönheit und

stille Würde des eignen Bildes zu bewundern, und mit jedem Augenblicke schien es hehrer und glänzender zu strahlen. Aber mit einemmale drang ein jäher Schrei durch's Gemach. Sie selbst hatte laut aufgeschrieen. Eine finstre Gestalt mit brennenden Augen, Wahnsinn in allen Zügen, stand hinter ihrem Bilde. Es war Robert, in einen weiten Mantel gehüllt, den Hut tief in die Stirn gedrückt. „Hinweg! Verlorner!" rief sie. „Ich bleibe treu meiner Pflicht, kein finstres Schicksal kümmert mich nicht mehr!" — Da schlug die wilde Gestalt den dunklen faltenreichen Mantel auseinander und in seinen Händen blitzten zwei Pistolen. „Genug, blanker Ball, genug!" rief Louise in ihrer Todesangst und merkte, daß sie den rechten Spruch vergessen. — Lauter und kläglicher tönte der Ball, wie Sturmgeheul, wie Schmerzgebrüll wilder Thiere. Louise sann und sann vergebens auf die rettenden Worte. Sie sank auf ihre Kniee nieder. „Erbarmen, blanker Ball, Erbarmen!" rief sie. Und ihr Spiegelbild ließ sich ebenfalls auf die Kniee nieder, aber in rührender Ergebenheit, verklärt durch fromme Seelenruhe, faltete es die Hände an dem strahlenden Demantkreuz vor ihrem Busen, während Roberts finstre Gestalt den Lauf der einen Pistole in den Mund nahm, den anderen zielend auf die Betende richtete. — Ein fürchterlicher Donnerschlag rollte durch's Zimmer. Blitze zuckten kreuz und quer. Louise sank ohnmächtig zu Boden.

Von neuem öffnete sich die Thür. Die alte Bettlerin trat ein, verhüllte sorgfältig den Krystall, trug die Ohnmächtige auf's Lager und sprach: „Ich dachte wohl, daß sie den Spruch vergessen würde. Nun, Gott sei dem Püppchen gnädig, ihr steht was Entsetzliches bevor." — Sie ging wieder geräuschlos, wie sie gekommen war.

Louise erwachte, ihre Mutter stand vor dem Bette, nannte sie lächelnd eine Langschläferin und küßte sie. Sie schaute im Zimmer umher, da sie aber nichts fand, was sie an die Begebenheiten der verwichenen Nacht erinnerte, sprach sie: „Ich habe schwer geträumt! Aber Dank dem Himmel, meine Brust ist leicht, mein Herz schlägt ruhig, ich werde es vollbringen."

Der Graf langte an und war bezaubert von dem Anstand, mit dem ihn seine holde Braut empfing. Fern von aller Schüchternheit bemühte sie sich, ihm zu gefallen und seinen Wünschen und Neigungen zuvorzukommen, und doch herrschte etwas Feierliches in ihrem ganzen Wesen, und Alles, was sie sprach und that, verrieth ein edles Selbstgefühl.

„Darf ich meinem Glücke trauen?" fragte der liebetrunkene Bräutigam. „Ein Wesen, vollkommen wie du, ein Engel an Leib und Seele liebt mich?" — „Mein Theurer!" erwiederte sie sanft. „Es giebt eine wilde Zärtlichkeit, die zwischen Rausch und Elend schwankt; fordre nicht Leidenschaft von einer Jungfrau, die seit ihrer zartesten Kindheit an strengen Gehor-

sam gewöhnt ist. Ich fühle meine Glückseligkeit darin, in dem Willen des edelsten Mannes zu leben."

Es folgten Feste auf Feste. Viele edle Gäste fanden sich ein, bisweilen wurde auch das Landvolk zugelassen. Alle bewunderten den vornehmen Anstand, die feierliche Schönheit der Braut.

Die edlen Herren und Frauen sagten: „Sie verräth eine Erziehung, die einer Prinzessin Ehre machen würde." Im Dorfe hieß es: „Daß sie eine französische Gouvernante gehabt, kömmt ihr jetzt doch zu statten." Im Schlosse flüsterte man sich zu: „Ihr ganzes Wesen trägt das Gepräge einer glänzenden Bestimmung." Im Dorfe behauptete man: „Der Verwalter hat es durchgesetzt, das arme Fräulein wird eine reiche gnädige Frau." Dort rühmte man ihre anmuthige Zuvorkommenheit, und hier errinnerte man sich, daß sie schon als Kind gar schmiegsam und einschmeichelnd war."

Schon nahete der Hochzeitstag. — Da ging Robert zu der garstigen Bettlerin in ihre schmutzige Hütte. „Nun, Alte," fragte er sie, „was hat es gefruchtet, daß ich dir so vieles Geld gab?"

„Ihr wißt, ich kann nicht eher antworten, als bis ich Geld sehe."

Robert reichte ihr von neuem ein Geldstück und sie sprach: „Ich habe sie im Krystall ihre Zukunft schauen lassen, und sie hat entsetzliche Dinge erblickt. Der Ball will immer noch nicht wieder klar werden,

so viel ich ihn auch streichle und mit meinem Hauch liebkose."

„Aber was hat sie gesehen?"

„Euch! denn sie sagte: Hinweg, Verworfener, ich bleibe treu meiner Pflicht! Dein finsteres Schicksal soll mich nicht mehr kümmern!"

„So laß auch mich in den Krystall schauen."

„Das kann ich nicht. Er ist noch immer trüb und läßt sich nicht befragen."

Zähneknirschend entfernte sich Robert.

Louise ließ sich schmücken. Da trat die Mutter mit dem Brautkleid zu ihr. Es war von blauem Sammet mit prachtvollen Silberstickereien. — „Nun, mein Herzchen," fragte die Mutter, „was sagst du zu diesem Kleide? Wirst du nicht wie ein Engel darin aussehen? Aber was ist dir, — du wirst so bleich?"

„Ich kenne dieß Kleid," seufzte Louise. „Ich habe es im Traum gesehen."

„In was für einem Traume? du hast mir ja nichts von diesem Traume erzählt."

„Jetzt ist es zu spät." —

„Wie seltsam du sprichst! So schau wenigstens die Demanten an: dies Diadem, die Ohrringe, diesen Halsschmuck und gar dies Kreuz, es ist unbezahlbar. Sieh doch, Louise, so wirst du geliebt!"

Louise ließ sich das Kreuz reichen und küßte es.

Als ihr Putz vollendet, führte ihre Mutter sie triumphirend vor den Spiegel.

Lange betrachtete sie sich schweigend. Endlich sprach sie: „Dein Wille, Gott, geschehe, dir bin ich zuerst Gehorsam schuldig."

„Du bist so wunderlich! Ich verstehe dich nicht mehr" lächelte die Mutter.

„Du wirst Alles zu früh noch erfahren."

Ein allgemeines Schweigen feierte Louisens Eintritt. Die kostbaren Kleider, das strahlende Geschmeide erhoben wundersam ihre bleiche, rührende Schönheit, und verliehen ihr einen fast überirdischen Glanz. Sie empfing die Glückwünsche, stumm und feierlich sich verneigend. Einigen reichte sie die Hand, Andere umarmte sie, wie zum ewigen Abschied. Alle fühlten sich wieder von Bewunderung durchdrungen über ihren adligen Anstand und ihr erhabenes Wesen. — Der Zug ordnete sich und begab sich zu Fuß nach der nahen Schloßkirche. Alles ging still und feierlich zu. Nur leises Weinen und Schluchzen ließ sich vernehmen sowohl im Zuge wie von der gaffenden Menge. Der ganze Weg war über und über mit Blumen bestreut.

Dicht vor der Kirchthür hemmte Louise ihre Schritte. Noch einmal wandte sie sich zu ihren Eltern und umarmte sie mit Thränen. Von neuem war Alles gerührt von dem tiefen Gefühl der hehren Braut. Beim Tone der Orgel gewann Louise ihre Fassung wieder und betrat fromm die Kirche.

Der Priester begann seine Rede. Aber Louise schaute seitwärts nach den düstren Wölbungen, wo

eine finstre Gestalt, in einen weiten Mantel gehüllt, den Hut, trotz der Heiligkeit des Ortes, tief in die Stirn gedrückt, sich hinter einer Säule verbarg. Sie faßte diese Gestalt scharf ins Auge und blickte sie lange fest und strafend an; diese schlug endlich den Mantel aus einander. Da kniete Louise nieder, ergriff das Demantkreuz an ihrem Busen, und den Priester unterbrechend, betete sie laut:

„Vergieb ihm, Gott. Er kann ja nicht anders!“ —

In diesem Augenblicke krachten zwei Schüsse hallend durch's Gewölbe, und die holde Braut lag entseelt am Altare. — Den Mörder fand man mit zerschmettertem Haupte in den dunkeln Seitengewölben.

Drei Tage später geleitete derselbe Zug in Trauerkleidern einen Sarg nach der Kirche. In demselben lag die liebliche Hülle Louisens, welche in der gräflichen Erbgruft beigesetzt wurde. Nach dem Leichenbegängnisse verließ der trostlose Bräutigam das Schloß seiner Väter und sah es niemals wieder. —

Der verstümmelte Leichnam des Mörders war von den Bauern in Stücken gerissen und in alle vier Winde gestreut worden.

Feuilleton.

I. Eine Vorlesung über die **Leiden und die Lieder des Castellans von Coucy** und **die Liebe im Mittelalter überhaupt**, vor Damen, Studenten und Professoren in Jena gehalten von **D. L. B. Wolff.**

II. An eine Dame in Oestreich. Ein Wort über **die heutige Poesie**, von **August Hesse.**

I.

Eine Vorlesung über die Leiden und die Lieder des Castellans von Coucy und die Liebe im Mittelalter überhaupt

vor Damen, Studenten und Professoren in Jena gehalten

von

G. L. B. Wolff. *)

Die treue und reine Liebe des Castellans von Coucy zu der Dame von Fayel und ihr trauriges Ende gehört zu den schönsten Erscheinungen des Mittelalters; sie möge den Gegenstand des heutigen Vortrages bilden, da sie, von welcher Seite man sie auch betrachte, des Interessanten und Merkwürdigen gar viel

*) Im Winter 1845 und 1846 wurden zu Jena Vorlesungen vor einem gemischten Zuhörerkreise, zum Besten eines neu zu gründenden archäologischen Museums, gehalten. Durch die hier mitgetheilte Skizze trug der Verfasser sein Scherflein zur Ausführung des kunstsinnigen Bestrebens bei.

darbietet. Zu ihrem besseren Verständniß diene jedoch Folgendes.

Wer das Mittelalter nicht genau kennt, der ist gewohnt es nur durch die gefärbten Gläser zu schauen, welche die Bewunderer desselben nicht allein den Unkundigen, denen sie es schildern, vorzuhalten pflegen, sondern mit denen sie auch sich selbst, oft absichtlich, zu blenden beflissen sind. Drei Erscheinungen jener Tage werden vorzüglich hervorgehoben und in hellstrahlendem Lichte dargestellt: das Ritterthum, die Verehrung der Frauen und die Poesie der Minne. Dadurch erhält denn jene ganze Zeit einen wunderbaren Zauber, den sie aber in der Wirklichkeit gar nicht hatte, sondern sich selbst nur andichtete: das beweisen am schlagendsten die schroffen und entschiedenen Gegensätze, die das reale Leben jener Tage als wirklichen Ausdruck seiner Bewegung aufzeigt; dem Ritterthum gegenüber das Lehenswesen, dessen ideale Fortbildung jenes ist, mit Rohheit, Verderbtheit, Treulosigkeit, Verrath des Adels und Knechtschaft des Volkes; der Verehrung der Frauen gegenüber die entschiedenste Unsittlichkeit in den Verhältnissen zu denselben; der Minnepoesie endlich zur Seite die frivolsten und obscönsten Dichtungen, vor deren Schaamlosigkeit selbst der erschrickt, von dem sein Beruf verlangt sich damit zu beschäftigen. Die Beweise, so weit sie hier nöthig sind und ich sie geben darf, erhalten Sie an ihrer Stelle.

Durch die Geschichte der Menschheit, seitdem Eva den Apfel pflückte bis auf den heutigen Tag, blicken fortwährend zwei Züge hervor, die Adams Nachkom-

men in ihrer Schwäche charakterisiren; nämlich Untugenden zu pflegen, aber sich ihrer zu schämen und sie wo möglich wegzulügen. Dies letztere Geschäft übernahmen im Mittelalter die Dichter, die treffend nicht so, sondern die Erfinder, Troubadours, Trouvères, von trobar, trouver, hießen. Als sich nämlich im eilften Jahrhundert unserer Zeitrechnung die Verhältnisse des öffentlichen wie des Familienlebens einigermaßen beruhigt und geordnet hatten, zu der Zeit, wo die Priesterherrschaft im Abendlande ihre höchste Blüthe erreicht und in allen Dingen, in denen sie unbedingten Gehorsam nicht brauchte, den Laien völlige Freiheit ließ, da regte sich an den Höfen der Fürsten und Vornehmen ein Bedürfniß nach besserer Sitte, feinerer Freude, edlerer Lebensanschauung. Je weniger man weiß, wie tief man im Schmutze steckt, desto lieber spiegelt man sich in Idealen. Willig traten die Dichter hinzu und bildeten phantasiereich bis zu möglichster Vollendung aus, was sie an brauchbaren Keimen in der Gegenwart vorfanden. Die Tapferkeit ward bis zum höchsten Edelmuth, das Wohlgefallen an dem weiblichen Geschlechte bis zur schwärmerischesten Verehrung, die Liebe bis zur reinsten und edelsten geistigsten Sehnsucht gesteigert. Die Mystik des Glaubens that das Ihrige hinzu und lieh wenigstens den Grundstoff zur Färbung; alte überlieferte Lebensanschauungen übten ihr gutes Recht; die Sage, der Geschichte eigensinnige Schwester, trug ihre Schätze herbei und spendete nach ihrer Laune, bald als Dienerin, bald als Herrin. So entstand die neue

Poesie, vom wirklichen Leben mit Jubel begrüßt und immer ihm zur Seite bleibend, bald neben ihm wandelnd, bald es bei der Hand fassend und mit sich fortziehend, zuweilen auch sich ihm feindlich entgegenstellend, und obwohl von ihm leidend, doch nie unterliegend.

Die Dichter, meist ihrer Geburt nach zur feinsten damaligen Gesellschaft gehörend und in derselben stets gern gesehen, gewannen durch die Weise, wie sie ihre Kunst ausübten, welche die fröhliche Wissenschaft, le gai saber, la gaya scienza hieß, die Frauen für sich und waren also geborgen. Für das, was sie feierten und schilderten, mußten sich die Damen interessiren, denn sie interessirten sich von Natur schon dafür, aber das Wie zog sie bald nicht weniger an. Verehrung der Frauen und Forschungen auf dem, trotz aller Entdeckungsreisen doch immer nicht vollständig explorirten Gebiete der Liebe, kann es ein dankbareres Thema geben? Bald nahmen die Schönen lebendigen Antheil; gaben Fragen über die Liebe und ihre Gesetze auf, halfen bei der Lösung, oder suchten selbst sie in zarten und anmuthigen Weisen zu lösen, denn sie bemeisterten sich mit biegsamem Talent der Sangesweisen und standen ihren Meistern und Lehrern nicht nach; immer lebendiger wurde der Wetteifer, immer thätiger ihre Theilnahme. Die Dichter wollten nicht zurückbleiben; sie trugen ihr geistiges Streben in das wirkliche, wenigstens in das Dichterleben hinüber, und so entstand jenes Spiel des Lebens und der Liebe im Mittelalter, das zwar nicht

dieses, wohl aber die so gefeierte Erscheinung desselben, die Minnepoesie, so eigenthümlich charakterisirt.

Und wahrlich gefeiert zu werden verdient sie, denn sie hat Großes hervorgebracht; ich erinnere nur an Dante und Petrarca. Das wirkliche Leben stand ihr oft eben so rauh wie roh entgegen, aber sie bildete sich ihr eigenes ideales Leben aus und verrichtete innerhalb desselben wunderbare Dinge, wie sie auch oft zu wunderbaren Thorheiten verleitete. Eins der schönsten und schlagendsten Beispiele ist eben der edle Castellan von Coucy, den ich Ihnen hier vorzuführen beabsichtige.

Damit Sie aber ganz in jene sonderbaren Lebensverhältnisse eindringen, erlauben Sie mir mit wenigen Worten die Stellung des weiblichen Geschlechtes zu dem männlichen entschieden zu bezeichnen: Im Mittelalter war die **Geliebte** das Ideal des Mannes, die **Frau** dagegen, gleichviel ob Gattin, Schwester oder Tochter, nur das gehorsame, dienende Weib.

Die Bestätigung dieses Ausspruches mögen folgende unmittelbar den mittelalterlichen Dichtern verschiedener Nationen entlehnte Beweisstellen selbst liefern.

Ein altfranzösisches Conte, von der Frau, die einen Priester, einen Schultheiß und einen Förster anführte *), beginnt mit folgender Einleitung:

Ich verzeihe nicht, wenn man sich über die Damen lustig macht. Man soll sie sein ganzes Leben

*) Bei Le Grand, IV, 226.

hindurch ehren und ihnen dienen, und nur mit ihnen reden, um ihnen artige Dinge zu sagen. Wer anders handelt, ist ein Bauer. Ohne sie, was würde aus der Welt werden. Singt der Sprosser nicht um seinem Weibchen zu gefallen? Bringt den wildesten Menschen zu Damen, er wird sanft werden. Uebergebt ihnen den gröbsten Lümmel, er wird artig und zuvorkommend. Sie sind es, die die Freude in allen Herzen wecken, die die Fröhlichkeit bei einem Mahle erblühen machen und überall das Vergnügen säen. Um ihretwillen schmückt man sich mit Blumen und besingt die Liebe. Um ihretwillen endlich wurde die Dichtkunst erfunden; denn wer würde Verse machen, wenn er nicht liebte? Eine Frau ist mehr werth als Gold und Silber, Schlösser und Städte. Wehe dem Manne, den der Himmel dieses süßen Trostes beraubt hat. Wenn sich aber mitten in seinem größten Verdrusse eine Frau ihm zeigt, so werdet Ihr augenblicklich seine Lippen lächeln und sein Herz sich erheitern sehn. Mit einem Worte, ich sage, die Damen sind das angenehmste und nützlichste Werk des Schöpfers, und ich behaupte demzufolge, daß man sie nicht genug ehren kann.

Ganz ähnlich läßt sich ein deutscher Minnesinger, Herr Kristan von Hamle, vernehmen (nach Haug's Umschreibung):

Wer Tugend liebt und Ehre,
Der merke sich die Lehre:
Er soll zu allen Zeiten
Der Frauen Lob verbreiten.

Und ferner:

Vor Allem, was da lebt
Und höchsten Ruhm erstrebt,
Ziemt euch der Rang, o Frauen!
Mit hunderttausend Munden,
Kann Niemand würdig kunden
Und singen, was mein Lied erhob
Der Frauen Werth und Lob.

Der unbekannte Verfasser eines sehr gefeierten Ritterromans aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, Parthenoper von Blois, sagt, als er erwähnt, daß Parthenoper gewiß augenblicklich seiner bedrängten Geliebten Melier zu Hilfe geeilt wäre, wenn sie ihn gerufen hätte:

„Er hätte Recht gehabt. Denn ich, der ich dies schreibe, wenn die Schöne, die ich mehr liebe als meine Augen, mir ein Zeichen mit dem Finger oder dem Blicke gäbe, um mich zu sich zu rufen, und wäre ich im Paradiese, ich würde sogleich Gott und seine Heiligen verlassen und zu meiner Freundin eilen."

Diese Verehrung und dieser Gehorsam gegen die Frauen herrschte auch wirklich vor. La Colomière in seinem Théatre d'Honneur berichtet: Wenn ein Turnier gegeben wurde, so mußten diejenigen, welche daran Theil zu nehmen beabsichtigten, ihr Wappenschild öffentlich aufhängen, damit man, wenn man ihnen einen Vorwurf zu machen habe, das bei Zeiten thun könne. Die Kampfrichter waren verpflichtet, die Damen dahin zu begleiten, und ein eigener Herold nannte die Ritter, denen die Wappenschilde gehörten.

Fand nun eine Dame einen Ritter darunter, über den sie sich zu beklagen hatte, so berührte sie dessen Wappen mit der Hand. Die Richter untersuchten sein Vergehen und erkannten sie ihn für schuldig, so verwehrten sie ihm den Eintritt oder zeigten ihn den Kämpfern an, die sich alsobald gegen ihn wandten und ihn schlugen, bis die Beleidigte ihm Gnade widerfahren ließ. „Der Lästerer soll so tüchtig geschlagen werden, daß seine Schultern es wohl empfinden, so sehr und so lange, bis er die Damen um Gnade anruft, dermaßen daß Jeder es höre" *). Als Ludwig II., Herzog von Bourbon, 1363 den Orden des goldenen Schildes stiftete, empfahl er den Rittern: „vor Allem die Frauen und Fräulein zu ehren, nicht zu gestatten und zu dulden, daß man sie austragen und lästern höre, weil von ihnen, nach Gott, alle Ehre kommt, so die Männer empfangen" **). — Die Frauen zu beschützen endlich war eine heilige Pflicht jedes Ritters, die er bei dem Ritterschlage, nach der Messe, auf das Evangelium beschwor.

Hören wir nun, wie rein und zart die Liebe aufgefaßt wurde. Die talentvollste nordfranzösische Dich-

---

*) Doit estre si bien battu le mésdisant que ses èpaules s'en sentent bien — hieß es ausdrücklich ..... tant et si longuement qu'il erie merci aux Dames à haute voix, tellement que chacun l'oie.

**) D'honorer sur tout les Dames et Damoiselles, ne permettre et souffrir d'en ouir blasonner et mesdire, parce que d'elles après Dieu vient tout l'honneur que les hommes reçoivent.

terin des Mittelalters, Marie de France, welche zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts blühte, schildert sie also in dem interessanten Lai de Graelent, und legt diese Schilderung dem Ritter, den die ihn liebende Königin fragt, ob er eine Geliebte habe, selbst in den Mund: Liebe — sagt er V. 83 fg. —

Liebe verlangt Keuschheit
In That, Rede und Gedanken.
Ist der eine Liebende redlich
Und der andere Theil eifersüchtig und falsch,
So ist die Liebe zwischen ihnen verfehlt
Und kann nicht lange Dauer haben.
Liebe will keinen Mitwisser,
Gute Liebe ist nicht als nur von Gott,
Von Leib zu Leib, von Herzen zu Herzen,
Sonst ist sie nicht der höchste Preis.
Cicero, der von Freundschaft sprach,
Sagt recht gut in seiner Abhandlung:
Was der Freund will, will die Freundin;
Darum ist gut ihre Verbindung.
Wenn sie es will und er es gewährt,
Dann ist die Liebe im Rechten.
Wenn aber Eins dem Andern etwas abschlägt,
So ist keine Liebe, sondern Verdruß da.
Man kann genug Liebe finden,
Aber es ist nöthig, sie wohl zu bewahren,
Sanftmuth, Offenheit und rechtes Maaß.
Liebe darf nicht befleckt werden,
Man muß redlich halten und versprechen
Und deswegen — (schließt er in seiner Bescheidenheit)
wage ich mich nicht darauf einzulassen *).

---

*) Amors demande caasté
En fais, en dis è en pensé;

Liebe wurde als eine Pflicht betrachtet. Ein alter Denkspruch sagt:

Ohne Liebe kann Niemand zu großer Ehre gelangen; wer groß werden will, muß verliebt sein *).

Und von Ludwig III. von Bourbon wird ausdrücklich am Schlusse seiner Biographie gerühmt: Er liebte die Ehre über Alles, sah auch sehr auf die guten Sitten, von denen er voll war, und war ein sehr liebender Ritter, erstlich gegen Gott, dann gegen alle

---

Se l'un des amans est loiax
Et li autre est jalox et faus
Si est amors entr'ex fausée
Ne puet avoir lunge durée.
Amors n'a soing de compagnun,
Boin amors n'est se de Dex nun,
De cors en cors, de cuer en cuer
Autrement n'est prex a nul fuer.
Tulles qui parla d'amistié
Dist assez bien en son ditié
Que veut ami, ce veut l'amie
Dunt est boine la compaignie,
S'ele le veut et il l'otreit.
Dunt la druerie est a dreit.
Puis que li uns l'autre desdit
Ni a d'amors fors c'un despit:
Assez puet-um amors trover.
Mais sens estuet al'bien garder,
Douçour et francise è mesure.
Amors n'a de grant forfait cure,
Loi alté tenir è promettre
Pur çou ne m'en os entremettre.

*) Sans aimer, nul ne peut à grant honneur venir
Si doist estre amoureux qui grant veult devenir.

Frauen und Fräulein, und das hat er seine ganze Zeit (sein Lebenlang) so getrieben *).

Sehr schön heißt es ferner in dem Lai du Conseil: Die wahre Liebe soll sein wie der Saft im Baume; er beseelt den Baum und giebt ihm Leben, aber man sieht ihn nicht.

Ich zweifle nicht daran, daß manche meiner liebenswürdigen Zuhörerinnen im Stillen denkt: Ach herrschte jene gute alte Sitte, die die Frauen so ehrte und die Liebe so zart und heilig hielt, doch noch! — Ich glaube indessen, unsere Zeit ist besser; jene Zartheit herrschte nur in den Spielen des Lebens und der Muse, in der Wirklichkeit herrschte sie nicht. Ich erlaube mir, um es Ihnen zu beweisen und Sie zu beruhigen, die Kehrseite der Medaille etwas zu lüften, nur ein klein Wenig, und Sie werden bald genug haben.

In der nackten Wirklichkeit des mittelalterlichen Lebens waren die Damen, gleichviel ob Töchter oder Frauen, den Männern durchaus unterthänig und eigentlich nicht viel besser als Sklavinnen. Sie durften keinen Ritter anders anreden als Monseigneur; mußten ihrem Gatten entgegengehn, wenn er angeritten kam, und ihm den Steigbügel halten; bewirthete er seine Freunde, so mußte seine Gattin mit ihren Jungfrauen und Edelfräulein ihnen bei Tische aufwarten.

---

*) Il aimoit l'honneur sur tout; bien regardait aussi les bonnes moeurs dont il était plein, et fut un Chevalier fort amoureux, premièrement envers Dieu après envers toutes Dames et Demoiselles; et ce a usé tout son tems.

Aber noch schlimmer: der Gatte hatte das volle Recht seine Frau zu schlagen, und es wurde oft ausgeübt. Dafür, weil das unglaublich scheinen könnte, mögen hier einige Beweise folgen, deren Zahl sich in's Unendliche vermehren läßt. —

In den Ordonnances des Rois de France heißt es ausdrücklich T. XII. p. 541 u. p. 492: Ein Mann kann nicht allein seine Frau schlagen, sondern sie auch verwunden; wenn es nicht mit einem abgestumpften Eisen geschieht, und er ihr kein Glied zerschlagen oder zerbrochen und die Wunde nicht die Grenzen einer Züchtigung überschreitet, so soll er ungestraft bleiben.

Dasselbe Recht hatten die Väter über ihre verheiratheten Töchter.

In Bordeaux erstreckte es sich noch im vierzehnten Jahrhundert über Leben und Tod der Frau. S. Tillet Chron. Bourdelaise p. 27, und das Statut der Stadt sagte ausdrücklich (ebendaselbst p. 30), „daß, wenn ein Mann, von Zorn hingerissen oder von der Ungeduld des Schmerzes, seine Frau tödtete und feierlich beeidigte, daß er es aus gutem Herzen bereue, so solle er von aller Strafe befreit sein."

Daß nun derlei Gesetze nicht wie manche bekannte gegeben worden, um nie in Kraft zu treten, sondern häufig in Ausübung gebracht wurden und zwar nicht bloß in französischen Landen, sondern auch anderswo, dafür mögen folgende Beispiele hinreichen.

In den berühmten Nibelungen sagt Frau Kriemhild selbst zu dem tückischen Hagen:

„Lieber Freund, Herr Hagen, gedenket nur an das:
Ich diene ihnen gerne; trug ihnen nimmer Haß;
Deß lasset mich genießen an meinem lieben Mann.
Er soll es nicht entgelten, hab' ich Brünhild was gethan.
Das hat mich bald gereuet" — so sprach das edle Weib;
„Auch hat er so zerbläuet deswegen meinen Leib!
Daß ich es je geredet beschwerte ihm den Muth,
Das hat wohl gar gerochen der Degen tapfer und gut *).
(Braunfels, das Nibelungen-Lied Str. 919—20.)

In der Ballade Bele Emmelos von Audefroy le Bâtard **), einem Trouvère, der zu Ende des zwölften Jahrhunderts blühte, klagt die Schöne sehnsüchtig um ihren Geliebten, aber: Ihr Mann hört es, ärgert sich über die Schöne, die ihm so zuwider handelt, geht zu ihr und in ihren seidenen Gewändern prügelt er sie dermaßen, daß er sie beinahe neben dem Busche todt geschlagen hätte ***).

---

*) Lieber friunt, er Hagene gedenket an daz
daz ich in gerne diene und noch nie wart gehaz,
des lât mich geniezen an minem lieben man
ern sol des niht enkelten hab ich Prunhilt iht gethân.
Daz hat mich sit gerouwen, sprach daz edel wip
ouch hat er so zerblouwen darumbe minen lip
daz ichz ie gereite; daz beswârte im den muot
daz hat vil wol errochen der degen kuene unde guot.
(Lachmann'sche Ausg. Str. 836 u. 837.)

**) S. P. Paris, Le Romanceers Français S. 29.

***) Li suens maris l' entent, mout se gramoie
De la bele qui si le contraloie
A li s'en vint, parmi les dras de soie
La bati tant que pour un poi
Ne l'a morte, lez le rapoi.

In einer gleichzeitigen Ballade eines unbekannten Trouvère, Cuens Guis betitelt *), heißt es bei ähnlicher Veranlassung: Der böse Gatte hört die Klage, geht in den Baumgarten, nimmt seinen ledernen Gürtel ab und schlägt sie so, daß sie blau gefärbt davon war, er hätte sie zwischen seinen Füßen beinahe getödtet **).

Die Väter waren eben so streng.

In der Ballade von der schönen Idonea, des oben erwähnten Audefroy ***), prügelt der König selbst seine entkleidete Tochter mit einem Stocke, wo er nur hinkommen kann, so daß ihre weiße Haut ganz purpurroth wird, und sperrt sie in den Thurm, weil die Königin sie bei einem Rendezvous überrascht hat mit dem Grafen Garsilion.

Aber auch fremde Frauen zu schlagen entblödeten sich die Helden nicht. In der wundervollen altspanischen Romanze von Moriana und dem Mauren Galvan †) spielt die gefangene Schöne mit ihrem Besieger Dame; wenn er verliert, verliert er jedes Mal eine Stadt, verliert sie, so läßt sie sich die Hand küssen. Vor Vergnügen schläft er ein, und sie, die in den Bergen einen Ritter reiten sieht, denkt an ihren

---

*) P. Paris a. a. O. S. 37 fg.

**) Li mals maris enoït la déplainte
Entre el vergier, sa corroie se deçainte
Tant la bati qu'ele en fu perse-tainte
Entre ses piés por pou ne l'a estainte.

***) P. Paris l. c. S. 14.

†) Ochoa, Tesoro de los Romanceros S. 6.

Gemahl, dem sie geraubt worden, und weint. Darüber wacht er auf und fragt sie, wer ihr Leides gethan, er wolle ihn bestrafen. Sie gesteht ihm die Wahrheit und:

Da erhub die Hand der Maure,
Und er gab ihr einen Schlag,
Daß von ihren weißen Zähnen
Hell das rothe Blut entsprang *).
(Geibel.)

und läßt sie darauf hinrichten; sie stirbt aber als gute Christin und treu liebende Gattin.

Ich gehe nun zu dem Castellan von Coucy über, indem ich glauben darf, daß sein Schicksal Ihnen jetzt verständlicher erscheinen werde. Die ausführlichste und älteste Nachricht giebt von ihm eine alte Chronik, welche Fauchet **) anführt und die Folgendes erzählt in wortgetreuer Uebersetzung:

„Zur Zeit, als der König Philipp regierte und der König Richard von England lebte, gab es im Vermandois einen andern sehr edeln und tapfern und mannhaften Ritter, der Regnault von Coucy hieß und Castellan von Coucy war. Dieser Ritter war sehr verliebt in eine Dame des Landes, welche Gattin des Herrn von Fayel war. Sie hatten viele Noth und Mühe wegen ihrer Liebe, dieser Castellan von Coucy und die

*) Alzò la mano el moro,
Un bofeton le fué a dare,
Los dientes teniendo blancos
De sangre vuelto los hae.

**) In seinem Recueil de l'Origine de la Langue et Poésie francoise Ryme et Romans. Paris 1581 in 4. S. 124—130.

Dame von Fayel, wie die Geschichte es erzählt, die von ihrem Leben spricht, über das es auch einen eigenen Roman giebt. — Nun trug es sich zu, daß als die Reisen über das Meer Statt fanden, von denen oben gesagt ist, daß die Könige von Frankreich und England dabei waren, auch dieser Castellan von Coucy dabei war, weil er gern an Waffenthaten Theil nahm. Als die Dame von Fayel erfuhr, daß er fortgehen solle, machte sie ein Netz von Seide sehr schön und gut gearbeitet und hatte von ihren Haaren mit unter die Seide gearbeitet; davon sah die Arbeit sehr schön und reich aus, mit der er einen sehr reichen Wulst auf seinem Helme fest band, der hinten weit hinunter hing, mit großen Perlen als Knöpfen. Der Castellan ging über die See mit großer Trauer, die Dame diesseits zurückzulassen. Als er über Meer war, verrichtete er viele Ritterthaten, denn er war ein tapferer Ritter und hatte große Freude, daß man jenseits Nachrichten von seinen Thaten hinbrächte, damit seine Dame Vergnügen daran habe. Es geschah, daß bei einer Belagerung, welche die Christen gegen Saracenen jenseits des Meeres hielten, dieser Castellan von einem Wurfspieß (quarel) so tief in der Seite verwundet wurde, daß er von diesem Wurfe sterben mußte. Bei seinem Sterben sehnte er sich sehr nach seiner Dame; darum rief er seinen Knappen und sagte zu ihm: Ich bitte dich, daß du, wenn ich todt sein werde, mein Herz nimmst und es so einpackest, daß du es nach Frankreich der Dame von Fayel bringen könnest, und wickele es in dies Gewebe. Und er gab ihm das

Netz, das die Dame von ihren Haaren gemacht hatte, und ein kleines Schränkchen (eseriniet), in dem mehrere Ringe und Diamanten waren, so die Dame ihm gegeben hatte, die er immer vor sich trug aus Liebe und zum Andenken an sie. Als der Ritter todt war, that der Knappe also und nahm das Schränkchen und öffnete ihm den Leib und nahm das Herz und salzte es und machte es ein mit guten Gewürzen und legte es in das Schränkchen, mit dem Netz von Haaren und mehreren Ringen und Diamanten, welche die Dame ihm gegeben und mit einem sehr rührenden Briefe, den der Castellan vor seinem Tode geschrieben und mit eigener Hand unterzeichnet hatte. Als der Knappe nach Frankreich zurückgekehrt war, kam er nach dem Orte, wo die Dame wohnte und versteckte sich in einem Walde nahe bei. Es widerfuhr ihm aber, daß er vom Herrn von Faïel gesehen wurde, der ihn wohl kannte. Der Herr von Faïel nämlich kam in den Wald und fand den Knappen, dem er zu Leibe wollte, seinem Herrn zum Trotz, welchen er mehr haßte als irgend Jemand. Der Knappe bat ihn um Gnade und der Ritter sagte zu ihm: „Entweder ich tödte dich oder du sagst mir, wo der Castellan ist.“ — Der Knappe erwiderte ihm, er sei gestorben, und weil er ihm nicht Glauben schenken wollte und der Knappe Furcht vor dem Tode hatte, so zeigte derselbe ihm das Schränkchen, um ihn zu überzeugen. Der Herr von Faïel nahm das Schränkchen und ließ den Knappen seines Weges ziehen. Darauf ging dieser Herr zu seinem Koch und sagte ihm, daß er das Herz so gut behandle

und es so einkoche, daß man davon essen könne. Der Koch that es und machte anderes Fleisch ganz eben so zurecht, und richtete es hübsch auf einer Schüssel an, und die Dame wurde damit bei Tische bedient. Der Herr aß von einem anderen Fleische, das diesem glich, und also aß die Dame vom Herzen des Castellans, ihres Freundes. Als sie gegessen hatte, fragte der Herr sie: „Dame, habt Ihr gutes Fleisch gegessen?" und sie antwortete ihm, sie habe gutes gegessen. Da sagte er zu ihr: „Deswegen habe ich es Euch anrichten lassen, denn es ist ein Fleisch, das Ihr sehr geliebt habt." Die Dame, die nimmer dachte, was es sei, sagte Nichts mehr und der Herr hub wieder zu ihr an: „Wißt Ihr, was Ihr gegessen habt?" Sie antwortete: „Nein!" und nun sprach er zu ihr: „So wisset denn, daß Ihr das Herz des Castellans von Coucy gegessen habt." Als sie das hörte, versank sie in tiefes Sinnen wegen der Erinnerung an ihren Freund; aber sie konnte es noch immer nicht glauben, bis ihr der Herr das Schränkchen und die Briefe gab; und als sie die Sachen sah, die im Schränkchen waren, erkannte sie sie. Sie begann die Briefe zu lesen; als sie ihr Handzeichen und die Siegel sah, veränderte sie sich und wechselte die Farbe, dann sank sie wieder in tiefes Nachdenken. Als sie nachgedacht hatte, sagte sie zu ihrem Eheherrn: „Es ist wahr, daß ich dieses Fleisch sehr geliebt habe und glaube, daß er todt sei; es ist Schade um ihn, denn er war der ehrenfesteste Ritter auf Erden. Ihr habt mich sein Herz essen lassen und es ist das letzte Fleisch, das ich je essen werde;

auch habe ich nie etwas so Edles und Zartes gegessen; daher ist es geziemend, daß ich auf so Zartes nichts Anderes folgen lasse, und ich schwöre Euch bei meinem Glauben, daß ich nie Anderes nach diesem essen werde." — Die Dame stand vom Mahle auf und ging auf ihr Zimmer, tiefen Schmerz fühlend, und sie hatte noch mehr Schmerz als sie zeigte, die Theure. Und in diesem Schmerz mit großer Sehnsucht und Klage über den Tod ihres Freundes endete sie ihr Leben und starb. Darüber ward der Herr von Faïel sehr erzürnt, aber weder Mann noch Frau auf der Welt hatten ein Mittel dagegen. Dies Ereigniß verbreitete sich im ganzen Lande und der Herr von Faïel hatte darüber heftige Fehde mit den Freunden seiner Frau, bis es dahin kam, daß die Sache beigelegt wurde von dem Könige und den Baronen des Landes." —

Dieser Bericht ist der erste und einzig ursprüngliche, aus dem alle Späteren geschöpft haben. Es bleibt nun zu untersuchen, was Wahres daran ist. Daß ein Castellan von Coucy, Trouvère und Kreuzfahrer, existirt habe, unterliegt keinem Zweifel, aber ob solch Schicksal ihn und seine Geliebte wirklich betroffen, ist gar nicht ermittelt und nur die Sage berichtet es, denn die verloren gegangene allein von Fauchet angezogne Chronik genügt eben so wenig zum historischen Beweise, wie es das, allerdings auch dem Mittelalter zugehörige epische Gedicht Li Romans du C. de C. etc. thut. Die Idee, sich ehemännlich zu rächen für erwiesene oder vermeinte Untreue dadurch,

daß man den Liebhaber tödtet und die Ungetreue überlistet und veranlaßt, das Herz des Geliebten zu verspeisen, kommt mehrere Male im Mittelalter vor und zwar in verschiedenen Ländern, doch ist der arme Castellan von Coucy der Zeit nach jedenfalls einer der Ersten, dem so traurig Schicksal widerfuhr. Bei allen Uebrigen ist es indessen eben so wenig historisch erwiesen, wie bei dem Geliebten der Dame von Fayel. Namentlich wird es auch von dem Troubadour Guillem de Cabestaing oder Cabestan erzählt, dessen Ruf und Ruhm sich noch weiter verbreitet hat als der des Castellans, denn Petrarca erwähnt seiner ausdrücklich in dem Trionfo d'Amore, 4, 53, indem er von ihm sagt:

Und jener Wilhelm, dem um des Siegers willen die
Blüthe seiner Tage abgeschnitten wird *) —

und Boccaz hat ihm im Decamerone eine eigene Novelle gewidmet, die neunte des vierten Tags, in welcher er seine Geschichte mittheilt und aus dem Cabestan einen Guardastagno macht. — Eine ähnliche Begebenheit erzählt er jedoch auch in der ersten Novelle des zweiten Tages, wo der Vater, der Fürst von Salerno, den Geliebten seiner Tochter, Guiscardo, tödtet und ihr das Herz desselben in goldenem Gefäße zusendet, auf das sie vergiftetes Wasser gießt und stirbt. Bekanntlich ist diese Begebenheit auch von zwei deutschen Dichtern, nämlich von Bürger in „Lenardo und Blandine" und von Immermann in seinem Trauerspiel „Die Opfer des Schweigens" behandelt worden.

---

*) e quel Guglielmo
Che per cantar ha'l fior di suoi di scemo.

Ich bin hinsichtlich beider Begebenheiten vollkommen der Meinung des geistreichen Kenners der provençalischen Poesie, Diez, daß sie allerdings wohl auf geschichtlichem Grunde ruhen, daß aber ein altes Märchen vom gegessenen Herzen hier eingegriffen zu haben scheint, und man in diesem märchenhaften Zusatz eine Herzensangelegenheit der verliebten Welt erblicke, welche die eheliche Eifersucht am Liebsten in das gehässigste Licht stellt, indem sie auf der anderen Seite eine verbrecherische Leidenschaft beschönigt und noch im Grabe mit Blumen bestreut *).

Ein solches Märchen findet sich auch wirklich vor, mit allen Zuthaten der Poesie reich ausgeschmückt. Es ist das Lai d'Ignaurés, von einem nordfranzösischen Trouvère Renaud, Renax, vielleicht demselben, der an dem Roman du Chevalier du Cygne mitgearbeitet hat und welcher zu Ende des zwölften Jahrhunderts blühte **). Es möge hier folgen, weil es ergötzlich ist zu sehen, wie damals die Phantasie solches an und für sich grausenhafte Motiv behandelte und der Zeit und ihren Ansichten anzupassen wußte.

Meine Herren — beginnt es — ich will Euch ein sehr erstaunliches Abenteuer erzählen, das alle Briten, Poitevins und Franzosen auswendig wissen und welches in Britannien einem Ritter widerfuhr: Ignaurés war sein Name. Niemals hatte man bis zu jener Zeit in diesem Königreiche gesehen und viel-

*) Diez Leben und Werke der Troubad. S. 88.

**) Bei Le Grand d'Aussy IV, 126.

leicht wird man nie wieder dort sehen einen tapferern und schöneren Paladin. Er war Vasall eines mächtigen Grafen und hatte zu Nachbaren seines Landgutes zwölf Edelleute, wie er Barone des Grafen und seines Gleichen. Sie hatten, sagt die Chronik, schöne Frauen. — Igwanres, Herr seines Herzens, konnte unter diesen Schönen diejenige wählen, der er seine Huldigungen darbrächte. Aber um nicht in der Wahl verlegen zu sein, und von Natur geneigt Alles zu lieben, was liebenswürdig ist, machte er zugleich allen Zwölf den Hof und bald, so viel Reize hatte sein Wesen, erhielt er von Allen unzweifelhafte Beweise ihrer Liebe.

Diese geheimnißvolle Angelegenheit wurde von seiner Seite so verschwiegen und gewandt geführt, daß, weit entfernt, eilf Nebenbuhlerinnen zu ahnen, es keine dieser Damen gab, welche sich nicht einbildete allein das Glück zu genießen, geliebt zu werden. Wenn er sich mitunter von ihnen trennte, um durch seine Tapferkeit den Preis in den Turnieren zu gewinnen, so stritten alle um die Wette, der Ehre theilhaftig zu sein, ihn eigenhändig zu schmücken, und er erschien dort mit einem Reichthum und einer Pracht, von welcher die, die sich am Meisten darüber wunderten, doch die Ursache nicht zu errathen wußten. So führte er ein ganzes Jahr lang dieses angenehme und freudenreiche Dasein, heimlich von seinen zwölf Geliebten angebetet. Eine derselben aber, die Gattin des Herrn von Ariol *),

*) Argyle?

aufgeklärter oder eifersüchtiger wahrscheinlich als die anderen, faßte endlich Verdacht und entschloß sich dies aufzuhellen.

Die Damen waren sämmtlich einmal am Johannistage bei ihr in Gesellschaft. Sie führte sie gegen Abend in ihrem Baumgarten spazieren und dort, mitten unter den Scherzen und kleinen Neckereien, welche sich gewöhnlich die Frauen gestatten, wenn sie unter sich sind, sagte sie, sie wolle eine Erheiterung vorschlagen, die Allen Vergnügen machen würde, wenn jede eidlich Verschwiegenheit gelobte. Der Schwur wurde alsbald geleistet und die Frau von Ariol begann nun: „Süße Damen, wir sind Alle jung, wir haben einen Namen und man gesteht uns einige Anmuth zu. So ausgerüstet kann man ohne Anmaßung sich schmeicheln geliebt zu werden, und wahrscheinlich giebt es auch Keine von uns, die nicht ihrerseits wieder liebt. Aber welche von uns hat nun den schönsten Geliebten, und kann sich der besten Wahl rühmen? — Das möchte ich wissen und es hängt nur von uns ab, das zu erfahren. Unterhalten wir uns damit, da wir einen lustigen Tag haben. Wählen wir einen Beichtvater unter uns. Eine nach der andern sagt dem der Gewählten ihr Geheimniß und sie soll das Urtheil fällen."

Da man heiter und guter Dinge war, so erhielt dieser Gedanke allgemeinen Beifall. Einstimmig wählte man Diejenige, die den Vorschlag gemacht, zum Beichtvater. Sie setzte sich unter einem Baume hin und eine der Damen kam nun zu ihr. „Oeffne mir dein

Herz, süße Frau, verhülle Nichts und gestehe frei, wer dein schöner Freund ist." — „„Dame Priester, ich kann ihn dreist nennen, da ich ihm zu gefallen wußte und er der gefürchtetste und schönste Ritter des ganzen Königreiches ist. Nun habe ich wohl nicht mehr nöthig, dir Ignaurés zu nennen."" — Bei diesen Worten erbleichte die Dame Beichtvater, doch hatte sie die Kraft ihre Verwirrung zu verbergen, sandte ihre Nebenbuhlerin fort und rief eine Andere herbei. Diese näherte sich und schlug sich auf die Brust. — „Schöne Schwester! Diese Zeichen verkünden ein großes Vergehen; deine Wahl verdient also großen Tadel?" — „„Keinesweges, Dame, denn ich liebe den ritterlichsten, tapfersten und vollkommensten Mann und habe obendrein das Glück, von ihm wieder geliebt zu werden."" — Nun nannte sie gleichfalls Ignaurés und das Erstaunen der Beichtigerin war kein geringes.

Eine Dritte wurde gerufen, es war die Jüngste der Gesellschaft. Sie hüpfte herbei und ehe sie noch gefragt wurde, sagte sie schon mit keckem Ton: „Mein schöner Freund ist nur ein Ritter, aber dabei so vollkommen und so schön, daß er verdiente Herzog oder König zu sein." Sie nannte nun auch Ignaurés. Die Vierte, die Fünfte, kurz alle eilf machten dasselbe Geständniß und die Dame Beichtiger, die anfangs vor Eifersucht fast geplatzt wäre, lachte zuletzt beinahe über das Abenteuer.

Als die Beichte zu Ende war, trat sie wieder in den Kreis und die ungeduldige Gesellschaft drang in sie, das Urtheil zu fällen. „Das thut nicht nöthig" —

erwiederte sie. „Wir sind Alle betrogen worden und lieben denselben Mann, aber wenn Ihr mir folgt, soll er sich nicht lange unserer Schmach rühmen, sondern wir rächen uns an dem Missethäter.“ Bei diesen Worten stieß die ganze Versammlung einen Schrei der Wuth aus. Alle verlangten einstimmig Rache. „Sie wird eben so rasch als sicher sein, wenn Ihr es mir anheim stellen wollt,“ setzte die Dame von Ariol hinzu. — „Vielleicht schon heute Abend, aber spätestens Morgen, wird der Verräther gewiß kommen und Eine von uns um Beweise der Liebe bitten, die er uns abgelistet hat. Wendet er sich an mich, so bestelle ich ihn in diesen Baumgarten und setze Euch vorher davon in Kenntniß. Ihr werdet vor ihm hieher gehn. Sobald er eingetreten ist, schließe ich die Thür und gebe Euch ein Zeichen. Erscheint dann und er verlasse diesen Ort nur, unfähig Andere fortan zu betrügen.“ — Jede versprach dieselbe List zu gebrauchen, wenn er zu ihr käme; Eifersucht und Zorn hatten dermaßen ihre Herzen verhärtet, daß sie sich mit den gräßlichsten Eiden dazu verbindlich machten.

Ignaurés ahnte Nichts von diesem grausamen Entschluß. Schon am folgenden Morgen begab er sich, wie die Dame von Ariol gesagt hatte, zu einer seiner Geliebten, und wollte, wie gewöhnlich, mit ihr kosen. Sie wehrte es ihm unter dem Vorwande, daß ihr Mann daheim sei, und bestellte ihn, gleichsam um sich dafür zu entschädigen, auf den Abend nach dem Baumgarten. Die eilf Beleidigten wurden alsbald davon in Kenntniß gesetzt. Sie eilten um die bestimmte

Stunde, mit Messern bewaffnet, herbei, und erwarteten, hinter Bäumen versteckt, die Ankunft ihres Opfers.

Er kam ebenfalls; jedoch als er kaum eingetreten war, schloß sich die Pforte hinter ihm und im Nu sah er sich von zwölf wüthenden Frauen umringt, welche, den Mordstahl in der Hand, ihm zuriefen: Verräther! empfange den Lohn der unredlichen und betrügerischen Herzen! — Er schien über solche Aufnahme zu erstaunen, begrüßte jedoch unerschrocken seine Feindinnen. Die Dame von Ariol, welche indessen haben wollte, daß die Strafe rechtlich begründet würde und der Schuldige selbst sie als wohlverdient anerkenne, bat um das Wort. „Ignaurés — sagte sie — antworte mir! Hast du mir nicht tausend Mal betheuert, daß du mich liebtest?" — „„Ja, Schönste!"" erwiederte er — „„und ich schwöre es dir selbst noch jetzt. Ich war und will bis zum Tode dein Freund und Ritter sein."" — „Hinterlistiger!" — rief eine Andere, die vor Wuth schäumte — „wie kannst du dann der Meinige sein? Du betrogst mich also, als du mir dasselbe schwurest?" — „„Nein, süße Freundin, bei meiner Ehre! ich sagte die Wahrheit! du hast mein Herz und meine Seele und du wirst sie mein ganzes Leben lang haben."" — Als darauf eine Dritte ihm Vorwürfe machen wollte, fügte er hinzu: „„Und du auch, schöne Königin, du bist mir theuerer als mein eigenes Selbst. Oder vielmehr, meine holden Freundinnen, Ihr seid Alle so liebenswürdig, daß ich Euch Alle liebe, und daß es mir unmöglich ist, ohne Euch zu leben."" ...

Ihr Herren, ist es Euch je geschehen, daß Ihr einen Bienenkorb umgeworfen habt? — Dann habt Ihr alsbald Tausende von erzürnten Bienen summend auf Euch eindringen und Euch mit ihrem Stachel bedräuen sehen. Gerade so war die Lage des unglücklichen Ritters. Auf allen Seiten sah er das mörderische Eisen blinken und hörte Nichts als den schrecklichen Ruf: Stirb, Verräther! — „„Nein, meine zärtlichen Freundinnen““ — rief er — „„nein, ich werde nicht sterben. Obwohl waffenlos in Eurer Mitte, bin ich Euch doch zu theuer gewesen, um Euch zu fürchten. Und wäre ich bewaffnet mit Lanze und Panzerhemd, ich würde mich doch mit demselben Vertrauen Euren Händen übergeben. Müßt Ihr indessen mein Blut haben, wohl, hier ist es! Wo könnte ich süßeren Tod finden? Stoßt zu! Aber möge wenigstens diejenige, die mich von Euch am Meisten geliebt hat, mir den ersten Stoß versetzen.““

Diese rührende Rede des Ritters wurde so anmuthig vorgetragen, seine schönen Augen schienen in diesem Augenblicke von einem so zärtlichen Feuer beseelt, daß das Herz der Damen entwaffnet ward. Die Messer entsanken ihren Händen und Thränen fielen aus ihren Augen. — Die Dame von Ariol indessen, die durch ihren Geist bis dahin die Anderen beherrscht hatte, bat um die Erlaubniß ein Auskunftsmittel vorzuschlagen. „Ritter!“ — sagte sie zu Ignauvès — „du hast uns Alle betrogen und du siehst, Hinterlistiger, daß wir dich zu sehr lieben, um dir nicht zu verzeihen. Aber wir wollen nicht länger getäuscht

werden. Gewiß ist in so großer Zahl eine, die du liebst. — Nenne sie, möge sie glücklich mit dir leben, die Anderen werden sich sogleich entfernen. Wir verdienen doch vielleicht wohl Jede, einen treuen Geliebten zu besitzen."

Die Damen gaben diesem Vorschlag Beifall und drangen in den Ritter sich zu erklären. Er wehrte sich lange und betheuerte, er wolle dabei beharren alle zwölf zu lieben. Als die Dame von Ariol ihm jedoch mit drohender Stimme und ihr Messer wieder ergreifend zurief: „Wähle oder stirb!" entgegnete er: „„Grausame, ich sollte dich hassen, weil du mich heute aller dieser so liebenswürdigen Schönen beraubst. Aber da ich ihnen entsagen und eine Wahl treffen muß, so sei du meine Freundin. Dir gebe ich mein Herz und gebe es dir für immerdar."" Bei diesen Worten warf er sich in ihre Arme, um sie zu küssen. Die Anderen erklärten, daß sie ihm von nun an entsagten und entfernten sich, Schaam auf dem Antlitz, Wuth im Herzen.

Ignaurès blieb seinem Eide treu und besuchte allein seine neue Freundin. Aber er konnte nicht, ohne Argwohn zu erregen, sich enthalten zu den Anderen zu gehn und dieser Einen noch häufigere Besuche zu machen, als er es früher gethan. Man erfuhr sogar, ich weiß nicht wie (wahrscheinlich durch die Eifersucht einer der Nebenbuhlerinnen) das Abenteuer des Baumgartens und eines Tages, als die zwölf Gatten bei ihrem Lehnsherrn versammelt waren und Einer vom Schlosse lachte, da er sie ansah, fragte

man denselben um die Ursache. Aus Furcht vor ihrem Zorn weigerte er sich es zu sagen, aber endlich, von ihnen beruhigt, hub er an: „Ihr Herren, ich lache über Euch, weil Ihr sämmtlich in der Brüderschaft des heiligen Arnold eingeschrieben seid. Einer von Euch könnte jedoch das Oberhaupt der Anderen sein..." Bei diesen Worten knirschten die beleidigten Ehemänner vor Wuth. Sie drangen in den Angeber, ihnen den Namen ihres Feindes zu sagen und dieser erzählte ihnen nun ausführlich die Beichte im Baumgarten und die Wahl, die der Ritter gezwungen ward unter den zwölf Frauen zu treffen. — „Da er nur noch zu mir allein kommt," — sagte der Herr von Ariol — „so geht auch mich allein die Sorge für unsere Rache an. Ich werde suchen ihn Euch zu überliefern; haltet Euch bereit!"

Der Ritter, der ohne Furcht über diesen grausamen Plan war, den er gar nicht ahnte, begab sich nach seiner Gewohnheit sehr bald zu seiner Geliebten. Der Gatte, von seinen Söldnern umgeben, lauerte ihm Tag und Nacht auf. So wie er erschien, ließ er ihn ergreifen und binden und alsogleich die anderen Beleidigten davon in Kenntniß setzen. Aber ihrerseits sandte die Dame auch sogleich einen eigenen Boten zu den anderen Damen, um diese von dem Unglück zu unterrichten, das ihren alten Freund bedrohte.

Obwohl sie ihm entsagt hatten, war er ihnen doch noch eben so theuer und Niemand sein Nachfolger in ihren Herzen geworden. Wen hätten sie denn lieben sollen nach dem schönsten und vollkommensten Manne?

Bei der Gefahr, in der er sich befand, erwachte ihre Liebe wieder und außer sich eilten Alle, ihm zu helfen, herbei.

Es war zu spät. Schon beriethen die versammelten Gatten unter sich seine Strafe und ihre Rache. Als der Wüthendste unter ihnen vorschlug, ihm das Herz auszureißen und die zwölf Schuldigen zu zwingen es zu essen, ward dieser abscheuliche Plan einstimmig angenommen. Sie wurden zur Tafel eingeladen. Während der Mahlzeit zeigte man ihnen eine erheuchelte Ruhe; aber als sie sich an der gräßlichen Speise gesättigt hatten, beging man die Grausamkeit ihnen anzuzeigen, woraus dieselbe bestand. Da brachen sie in Thränen aus. Alle ergossen sich, trotz der Gegenwart ihrer Gatten, in Lobpreisungen auf den geliebten Freund, den sie verloren hatten. Die Einen feierten seine unvergleichliche Tapferkeit und den Ruhm, mit dem er sich bedeckt, die Anderen seine Kunst zu gefallen, seine Courtoisie, seine unvergleichliche Anmuth und seine liebreizenden Augen, denen kein Herz zu widerstehen vermochte. Als endlich Eine von ihnen das Gelübde gethan ihn nicht zu überleben und nach diesem verhängnißvollen Mahl nie wieder Nahrung zu sich zu nehmen, leisteten die Anderen sogleich denselben Schwur und Alle entfernten sich, um ihn auszuführen. Umsonst versuchten Verwandte und Freundinnen, ihren Entschluß durch Vorstellungen und Bitten zu erschüttern; es gelang Niemanden. In ihren Gemächern eingeschlossen gaben sich diese verzweiflungsvoll Liebenden ihren Klagen und Thränen hin, bis endlich der

Schmerz und die Erschöpfung ihrem unglücklichen Geschick ein Ende machten.

Hier endet die eigentliche Erzählung. Der Trouvère fügt nun noch einen Schluß hinzu, in welchem er Gott bittet ihm eine Stelle im Paradiese zu gewähren und dieselbe Gnade erfleht für seine Geliebte, die ihn veranlaßt habe, dieses Lai zu dichten, das nach seiner Meinung für wahre Liebende gemacht ist; worauf dann noch eine lange Schilderung seiner Schönen folgt.

Wenn man die vielen Unwahrscheinlichkeiten, welche sowohl die Geschichte des Castellans wie die Guillems von Cabestaing enthält, näher in das Auge faßt, so kommt man zu dem Schlusse, daß hier, wie so oft im Mittelalter, der Chronikschreiber bei dem Dichter zu Gaste gegangen sei. Die Liebe zum Wunderbaren that das Ihrige, wie sie es noch häufiger in den Biographieen der Heiligen that. — Als wirklich geschichtlich begründet läßt sich über den Castellan von Coucy daher nur Folgendes feststellen.

Im Vermandois, in der Picardie, zwischen der Stadt Laon und der Oise, liegt das Städtchen Coucy sammt dem gleichnamigen Schlosse, dessen Ruinen noch von einstiger Herrlichkeit zeugen. Unter Philipp I. von Frankreich ward dies Gebiet Enguerrand de Bove zum Lehen gegeben und seine Nachkommen führten davon den Namen Sires de Coucy. Die letzte Erbin, Marie de C., verkaufte es an Ludwig von Orleans, nach dessen Tode es, gleichfalls durch Erbschaft, an die Krone zurückfiel. Daß der Castellan von Coucy

in gerader Linie von diesem Geschlechte abstammte, ist nicht wahrscheinlich; vielleicht war er ein naher Verwandter, jedenfalls ein Lehnsmann, dem die Verwaltung des Schlosses Coucy übergeben worden, wie das im Mittelalter oft geschah, wenn die verschiedenen Lehen weit von einander entfernt lagen; so z. B. war Enguerrand III., Herr von Coucy, im Dienste des Königs von Frankreich, Castellan von Cambrai. —

Der Castellan von Coucy hieß mit Vornamen Regnault, nicht, wie Einige meinen, Raoul, die ihn mit den wirklichen Sire's von Coucy dieses Namens verwechselten; wenigstens wird er ausdrücklich in jener Chronik und dem Romane, welche die beiden ältesten Quellen sind, so genannt. Er genoß eines großen Rufes als Dichter und lebte zwischen den Jahren 1187 bis 1203; nach dem Roman nahm er das Kreuz mit Richard Löwenherz, ging 1190 nach Palästina und ward 1192 in einem Kampfe mit den Sarazenen getödtet. Der Roman lobt an ihm, „daß er sehr tapfer und ritterlich gewesen, sich von keinem Kriege noch Turnier fern gehalten, zwar nicht großen Reichthum an irdischer Habe, aber wohl an Wissen besessen, zu componiren und zu dichten verstanden und eben dadurch das Herz der Dame von Faïel gewonnen, „„die Gott geschaffen hatte um zu lieben, so schön und anmuthig und in allen Gütern so vollkommen war sie.““ — Ueber die Dame weiß man durchaus Nichts; spätere Schriftsteller haben sie mit der gefeierten Gabriele de Vergy verwechselt, der Heldin einer altfranzösischen Erzählung, „welche starb, weil sie ihren Gelieb-

ten zu sehr liebte" — Beide sind aber ganz verschiedene Personen.

Zwei gleichzeitige Dichter, Eustace li paintres und ein Anonymus, legen in ihren Liedern Zeugniß von der treuen Liebe des Castellans ab; der Erstere stellt ihn mit Tristan zusammen, der Letztere sagt, „daß nie Jemand um der Liebe willen größeren Schmerz erlitten."

In neun altfranzösischen handschriftlichen Liederbüchern, von denen sieben in den öffentlichen Bibliotheken zu Paris, eins in der Bibliothek von Bern und eins in der des Vatican aufbewahrt werden, finden sich vier und zwanzig Lieder, die man als von dem Castellan von Coucy gedichtet bezeichnet. Unter diesen ist aber nur dasjenige, welches mit den Worten beginnt: A vos amans, als sicher von ihm herrührend anzunehmen, da alle Manuscripte ihn einstimmig als Autor nennen und es sein Abschiedslied ist, während die anderen in den verschiedenen Handschriften auch anderen Trouvères, wie z. B. Gace Brulez, Rabul de Férières, Rogiers d'Andelis, Quens de Béthune, Gautièr d'Epinay, Hugues de Brezy, Blondiaus de Nèsles — Alle gepriesene Dichter jener Zeit — zugeschrieben werden. — Nimmt man als Mittelzahl fünf übereinstimmende Codices an, so giebt es überhaupt nur sechs Lieder, die als wirklich von ihm gedichtet zu betrachten sind, und untersucht man diese sechs genauer, so spricht Behandlung und Ton derselben für ihre nahe Verwandtschaft. Nach denselben zu urtheilen zeichnete sich der Castellan von Coucy als Dichter

durch reiches Wissen, Zartheit der Empfindung, Geist und Anmuth und große Gewandtheit in der Behandlung der Form aus. Seine Lieder besingen freilich alle denselben Gegenstand — unbelohnte Liebe — aber er weiß demselben die verschiedensten und zartesten Seiten abzugewinnen, indem er bald ungestillter Sehnsucht, bald Klagen über die Sprödigkeit der Geliebten oder dem Verrath und der Misgunst falscher Neider Worte leiht, immer aber darauf zurückkommt, der Auserkohrenen vor allen Frauen zu huldigen und sie zu feiern. Wie anmuthig er sein Thema zu variiren versteht, mögen folgende Beispiele zeigen.

So stellt er u. A. in dem Liede, welches beginnt: Merci clamant de mon fol errement *), in dem er sagt, daß er keine Lieder mehr dichten wolle, weil diese ihn verrathen — „denn fehlt ihm Freude, kann er nicht verhehlen, daß mit der Lust ihm auch die Lieder fehlen" — folgende Liebesfrage auf:

Ich bitte die feinen Liebenden, mir die Wahrheit zu sagen, wer lieber von Rechts wegen der Liebe genießen solle, der, der von Herzen liebt mit ganzer Kraft und es nicht wohl zu verbergen weiß, oder der, der sehr bittet um zu täuschen und sich durch seine Gewandtheit wohl zu bewahren versteht; sagt, Liebende, was ist besser: redliche Thorheit, oder weiser Verrath? **)

---

*) S. Chansons du Chatelain de Coucy, revues sur tous les Manuscrits par Francisque Michel. Paris 1830. S. 73.

**) As fins amans proi qu'il dient le voir.
Li quels doit mieux par droit d'amors joir:

Ein anderes seiner Lieder beginnt:

Wenn der Sommer und die süße Jahreszeit Blatt und Blüthe und Wiesen wieder grünen machen und die süßen Gesänge der kleinen Vögelchen die Meisten sich der Freude erinnern lassen, dann singt ein Jeder und ich weine und seufze und es ist weder recht noch vernünftig, denn meine ganze Absicht ist dahin gerichtet, Dame, Euch zu ehren und Euch zu dienen *).

Und es heißt ferner daselbst:

Denn ich habe lange wie ein wackerer Mann geliebt und werde immer ohne Reue lieben **).

Ou cil qui aime du cuer à son povoir,
Et ne s'en set mie très bien couvrir,
Ou cil qui prie adés por décevoir,
Et bien si set garder par son savoir?
Dites, amanz, qui vaut mieuz par raison
Loïal folie ou sage traïson?

Ebendas. S. 74. Str. 5.

*) Quant li estes et la douce saisons
Font fuille et flour et les prés raverdir,
Et li douz chanz des menus oizillons
Fait as plusours de joie souvenir,
Las! chascuns chante et je pleur et souspir
Et si n'est pas droiture ne raisons;
Car c'est adés toute m'ententions
Dame de vous honorer et servir.

Ebendas. S. 52. Str. 1. —

**) Car j'ai amé longuement en prudons,
Et amerai tosjors sans repentir.

Ebendas. Str. 2. V. 7 u. 8.

Sehr zart huldigt er ihr in einem anderen Liede, das ganz zu ihrem Lobe gedichtet ist und in dem er sagt, daß er nur singe, weil es Derjenigen Vergnügen mache, der er sein Herz zum Leben dargebracht. Ihre Schönheit, fährt er fort, bestürzt ihn so, daß ihm vor ihr die Sprache fehlt, ja er wagt es nicht einmal ihr in das Antlitz zu sehn, weil er fürchtet, er könne dann nicht wieder seine Augen von ihr abwenden. Und doch — bemerkt er weiterhin — liebt er seine Augen, weil sie ihn veranlaßten sie zu wählen. Als er sie sah, ließ er ihr sein Herz als Geißel, das seitdem langen Aufenthalt dort hatte und das er auch nie wieder wegzunehmen wünscht.

Das berühmteste von allen, das sich auch im Mittelalter der größten Verbreitung erfreute, ist sein Abschiedslied. Es lautet deutsch:

Es ist wohl recht, daß ich Euch Liebenden mehr als allen anderen Leuten meinen Schmerz klage; denn ich muß gezwungen fort und mich von meiner edeln Freundin trennen; ich verliere sie und Nichts bleibt mir. Wisse wohl, Liebe, wahrlich, wenn Niemand stürbe am wunden Herzen, so würde nie von mir weder Vers noch Lied gelesen.

Guter Herrgott, wie ist es und wie ziemt es sich, daß ich zuletzt Abschied nehme. Ja, bei Gott, es kann nicht anders sein, ich muß in fremdes Land ziehn und sterben. Sie glaubt nicht, daß ich großes Leid dulde, wenn ich von ihr weder Trost noch Erleichterung habe; von keiner anderen Liebe erwarte

ich Freude als nur von ihr und weiß nicht, ob sie mir je zu Theil wird.

Guter Herrgott! Schmerz ist's mir, mich zu trennen von dem großen Vergnügen ihrer Gesellschaft; von dem holden Antlitz, das mir zu zeigen pflegte sie, die meine Dame und meine Freundin war; und wenn ich mich der holden Freundlichkeit erinnere und der süßen Worte, die ich zu ihr zu reden pflegte, wie kann es denn das Herz in mir noch aushalten, daß es nicht bricht? Gewiß, es ist böse!

Gott will mir nicht umsonst geben alle Freuden, die ich in meinem Leben hatte und darum läßt er mich sie theuer erkaufen, da er mich zwingt, mich von der Geliebten zu trennen; ich rufe um Gnade, da ich nie Schlechtes that, denn Schlechtes trennt gute Liebe; aus meinem Herzen kann ich nicht die Liebe reißen und doch muß ich meine Dame verlassen.

Jetzt werden die falschen Schmeichler froh sein, die sich ärgerten über das Gute, das ich genoß. Ich muß als Pilgrim fort und habe keinen guten Willen gegen sie. Leicht kann ich alle meine Freude verlieren und das wissen wohl die verrätherischen Lügner; wenn Gott wollte, daß sie böse Tage hätten, könnte meine Seele wohl schwerere Last tragen.

Ich scheide, Dame! Gott dem Schöpfer empfehle ich Euch, wo ich auch sei; ich weiß nicht, ob Ihr je meine Rückkehr sehn werdet; möglich ist's,

daß ich Euch nie wieder sehe. Um Gott bitte ich Euch, wo ich auch sein möge, daß Ihr unseren Vertrag haltet, ich möge kommen oder dort bleiben; und ich bitte Gott, daß er mir so Ehre gebe, wie ich Euch ein wahrer Freund gewesen bin.

Geh Mitleid, geh Lied, sie glaube dir, daß ich dem Erlöser dienen will, und wißt, Dame von hoher Vortrefflichkeit, wenn ich wiederkomme, daß ich gehe um Euch zu dienen *).

---

*) A vos, amans, plus qu'a nul autre gent
Est bien raison que ma dolor complaigne;
Car il m'estuet partir outréement
Et déseurer de ma loïal compaigne;
Et si la pert, n'est riens qui me remaigne.
Et sachiez bien, Amors, veraiement
Se nus morist por avoir cuer dolent
Jamés par moi n'iert léus vers ne lais.

Biauz sire Diex, qui est-il, et conment
Conviendra-il qu'à la fin congié praigne?
Oïl, par Diëu, ne puet estre autrement,
Aler m'estuet morir en terre estraigne.
Or ne cuit maiz que granz maus ne souffraigne,
Quant de li n'ai confort n'alégement;
Ne de nule autre amour joie n'atent
Fors que de li; ne sai se c'iert jamaiz.

Biau sire Diex, grief m'est á consirrer
Du grant soulaz et de la conpaignie,
Don bel samblant que me souloit monstrer
Cele qui m'iert et ma dame et m'amie;
Et quant recort la simple cortoisie
Et les douz mos que soil à li parler,
Conment me puet le cuer el cors durer
Qu'il ne s'en part? certes il est mauvaiz.

Sucht man nun aus seinen Liedern die Geschichte seiner Liebe zusammenzustellen, so erhellt als gewiß aus den verschiedenen Aeußerungen, daß er seine Dame

---

Ne me vout pas Diex pour neiant doner
Touz les aoulaz qu'ai éus en ma vie;
Ainz les me fet chieremant comparer
Quant il m'estuet départir de m'amie,
Merci li cri, qu'ainz ne fis vilanie;
Car vilain fet bone amor deseurer;
Ne de mon cuer ne puis s'amor ôster;
Et si m'estuet que je ma dame lais.

Or seront lié li fauls losengeor
C'avoient duel des biens c'avoir soloie;
Jà pélerins de ce n'iere à séjéur
Que jà vers iauz bone volanté aie,
Pour tant peux bien perdre toute ma joie,
Et saichent bien li félon menteor,
Se Diex voloit qu'il éussent mal jor
M'ame porroit charger plus pesant faiz.

Je m'en vois, dame, à Dieu le creator
Comant vo cors en quel lieu que je soie,
Ne sai se jà verrés mais mon retor;
Aventure est que jamaiz vous revoie
Pour Dieu, vous pri en quel lieu que je soie,
Que nos convens tenez, vleigne ou demor;
Et je pri Deu qu'ensi me doinst honor,
Con je vous ai esté amis verais.

Sus, va, pitie, va chançon, si l'en croie,
Que je m'en vois servir nostre Signaur;
Et sachiés bien, dame de grant valour,
Si je revieng, que pour vous servir vois.

(Chansons du Ch. d. C. No. XXII. S. 79 fg.)

eben so treu als zart minnte, daß sie ihm auch geneigt war, aber die Grenzen der Freundschaft nicht überschritt, und daß er endlich, als falsche Zungen Böses über sie verbreitet, um ihres Besten willen das Kreuz nahm und nach dem gelobten Lande zog, wo der Tod ihn ereilte.

Die oben erwähnte Berner Handschrift schreibt der Dame von Faïel ein allerliebstes Lied zu, das sich auch in mehreren anderen Manuscripten, jedoch ohne diese Bezeichnung, findet. Es spricht die Sehnsucht einer Dame nach einem Kreuzfahrer aus, der im gelobten Lande ist und dessen Rückkehr sie vergeblich erwartet, und ist eben so zart als naiv, doch verbietet mir gerade diese Naivetät es Ihnen ganz zu übersetzen, denn sie verstößt zu sehr gegen die Begriffe unserer Zeit. Nur folgende reizende Stelle hebe ich aus demselben hervor:

Ich harre auf ihn, dessen Huldigung mir theuer ist, und wenn die Luft sanft weht, die aus jenem süßen Lande kommt, wo er weilt, der mich bezaubert, so wende ich gern mein Antlitz dorthin, denn mir ist als fühlte ich ihn unter meinem grauen Mantel. — Gott, wenn sie zum Kampfe rufen, Herr, so steh dem Pilger bei, um dessen willen ich in Angst bin, denn die Saracenen sind Verräther *).

**) De ce sui en bone atente,
Que je son homage pris;
Et quant l'alaine douce vente

Die Sage vom Castellan von Coucy haben viele Dichter behandelt; am glücklichsten unser Uhland *), dessen herrliches Gedicht eins derjenigen Meisterwerke ist, auf welche die deutsche Nation mit vollem Rechte stolz sein darf. —

Qui vient de cel douz pais
Où cil est qui m'atalente,
Volentiers i tour mon vis;
Adonc m'est vis que j'el sente
Par desoux mon mantian gris.

Dex! quant crieront outrée
Sire, aidiés à pélerin
Par qui sui espoentée;
Car félon sont Sarrazin.
(Chansons d. C. d. C. S. 97.)

*) S. Uhlands Gedichte: Sängerliebe, Rom. 3: der Castellan von Coucy.

II.

An eine Dame in Oestreich.

Ein

Wort über die heutige Poesie

von

August Hesse.

Als im Frühsommer dieses Jahres, liebe Betty, auf Ihrer Reise durch Norddeutschland ich Sie unvermuthet im Alexisbade traf, war es ein trüber Tag. Der feine Regen, der herniedertröpfelte, zwang uns, statt in der freien Gebirgsnatur, im Traiteurhause unser Wiedersehen zu feiern und von dem geöffneten Fenster aus neidisch die Krümmungen des schönen Thales zu verfolgen, das unser Fuß so gern durchwandelt hätte. Mich überschleicht noch jetzt das Gefühl einer gewissen wehmüthigen Verstimmung, wenn ich an jenen Tag und das am offenen Fenster zwischen uns geführte Gespräch zurückdenke.

„Die Dichtung beginnt mehr und mehr eine Sclavin der Zeitinteressen zu werden;" diese Worte sind die bittere Bemerkung einer trüben Stunde — sie deuten auf die Wahrheit hin und sind doch von ihr entfernt. Wenn man die Produktionen der letzten Jahre durchläuft, so ist nicht zu verkennen, daß wenig

Erfreuliches, Frisches, Lebenswarmes und Schönes darunter ist, weniges, in welchem ein reines, von allen Nebenzwecken sich fernhaltendes Streben kund würde, weniges, das durch seinen, als Kunstwerk ihm innewohnenden Werth sich Geltung verschafft hätte. Poeten, die bei ihrem Auftreten einen neuen Frühling versprachen, sind verstummt, oder, was noch schlimmer ist, sind durch eigne Schuld vergessen worden. Wir wollen nicht einmal fragen: wo ist, seitdem die Heroen unserer Literatur geschieden sind, ein Mann erstanden, der wie sie die Liebe, Bewunderung und Achtung der Nation sich erworben; ach! wir wollen nur fragen: wer ersetzt uns den verstummten Uhland, wer den armen, kranken Lenau, wer die Jugend Heine's *)?

Es ist stiller geworden im Reiche der schönen Wissenschaften, und das Geschrei des literarischen Pöbels vermag das fröhliche Rufen und Antwortgeben, den Schall lebendiger Geschäftigkeit, der sonst darinnen herrschte, nicht zu ersetzen. Worin liegt das begründet? — Ihre unmuthige Bemerkung, schöne Betty: die Dichtung beginnt mehr und mehr eine Sclavin der Zeitinteressen zu werden — beantwortet diese Frage nicht ganz, ja, sie gibt auch nicht einmal eine vollkommen passende Antwort darauf, aber doch den

*) Und wenn Jemand Einen von ihnen theilweise oder ganz ersetzen könnte, — wer würde sich jetzt um ihn kümmern? wer kümmert sich z. B. um Hebbel, oder wer selbst z. B. um Mörike? H. P.

Schlüssel dazu. Die Tagesinteressen, sagen wir besser, haben der Literatur gegenüber ihre Stellung vergessen, sie haben sich zudringlich in den Tempel der Kunst eingeschlichen.

Wenn wir dieser Erscheinung des unrechtmäßigen Vordringens der Tagesinteressen näher nachspüren wollen, so ist vor allen Dingen nöthig daran zu erinnern, daß der Poet keine Religion zwar haben darf, daß man allerdings dagegen ein politisches Glaubensbekenntniß von demselben verlangen muß. Den ersten Punkt, die Religion betreffend, lassen Sie uns übergehen; wir sind ja einig, daß Homer so gut, als Ossian, Göthe und Jean Paul, Schiller und Byron, trotz ihrer verschiedenen Ansichten von Gott und Unsterblichkeit, im vorzugsweisen Sinne des Wortes Dichter genannt zu werden verdienen; wir mögen die Romantik des Klosterlebens und die freie Bergluft der Alpen, beides poetisch nennen. Was dagegen die politische Seite des Dichters anlangt, so ist hier zuvörderst eine kleine Verständigung nöthig.

Daß die Poesie sich ganz fern von dem Interesse für Politik halten kann, davon hat unser größter Dichter, Göthe, den schlagendsten Beweis geliefert. Es ist bekannt, daß er unter seinen großen Zeitgenossen vielleicht der Einzige war, der die große französische Revolution nicht verstand, der theilnahmlos an diesem Riesenwerke der Geschichte vorüberging, der sie in seinem Bürgergeneral persifliren konnte und mit dem Erwachen des Epimenides zu einer Zeit kam, wo die fluthenden Strömungen bereits in ihr gewöhn-

liches Bett zurückkehrten, als der deutsche Michel dem Schlummer bereits wieder in die Arme sank. Auch Jean Paul steht der Tagesgeschichte ferner — Schiller in ihrem Brennpunkte, und doch wird dies Dreigestirn ewig an unserm Himmel glänzen. Sie sehen daraus, liebe Freundin, daß Jemand, der den politischen Bewegungen seiner Zeit auch in seinen Werken folgt, so gut ein Dichter sein kann, als Jemand, der sich ferne von denselben hält. Freiheit und Liebe, so könnte man ganz im Allgemeinen die Objekte der Dichtung bezeichnen. Das Nichtbegreifen dieser Objekte verschließt den kastalischen Quell. Aber die Freiheit ist auch möglich ohne ein emsiges Forschen in der Tagesgeschichte, sie, die ja bekanntlich auch in Ketten denkbar ist. Man braucht endlich nicht besorgt zu sein, daß der Poet, welcher der Tagesgeschichte seine Aufmerksamkeit nicht direkt widmet, nicht auf der Höhe seiner Zeit stehe. Er ist ein Sohn der Zeit; er genießt so gut als jeder seiner Zeitgenossen die Früchte der vergangenen Jahrhunderte, er kann über die Schranken der Gegenwart, die ihn umgeben, so wenig hinaus, als ein minder begabter Genius, ihm müssen ihre Schmerzen, müssen ihre Segnungen zu Theil werden.

Die freie Richtung der Poesie — sag' ich — wer kann die verdammen? Aber das handwerksmäßige Ausbeuten des Wortes Freiheit, das eigennützige, kleinliche Befördern politischer Zwecke muß der Poet verschmähen.

Man pflegt aber häufig in der politischen Salbaderei heutzutage das Kind mit dem Bade auszuschüt-

ten. Man setzt dem Neuling, der in die Gefilde der Produktion eintritt, die Pistole auf die Brust und fragt: „Welche Farben? welche Partei?" Vortrefflich, daß wir für Farben und Parteien schwärmen; die segensreichen Folgen des innigen Zusammenhaltens Gleichgesinnter liegen in der Gegenwart zu klar am Tage, als daß sie sich bestreiten ließen. Wigh oder Tory, Liberaler oder Ultra: diese Parteinamen gehen nicht durch England allein, durch Deutschland oder Frankreich; sie werden in jedem Staate, wo nicht Alles stagnirt, sein und sein müssen. Vorwärts oder rückwärts — wir müssen wählen, ein conservatives Mittel ist nicht möglich, weil die Zeit sowohl, als die sich heranbildende Menschheit dem Bestehenden feind und Veränderung Leben ist. Nun gut denn, wir nehmen Partei. „Schön!" sagt Ihr und setzt die auf die Brust gerichtete Pistole etwas ab, „nun aber, das Glaubensbekenntniß, junger Mann. Du bist kein Poet, wofern Du nicht unsere Farbe trägst, wofern Du nicht auch, soviel an Dir ist, in Deinen Werken die Interessen, die wir verfolgen, eifrig verficht'st!" — In der Anmaßung dieser Worte ist Euer verkehrter Geschmack, ist, wenn Ihr Recensenten seid, Euer schiefes und blasirtes Urtheil begründet. Ja, wir müssen für die Partei des Vorwärts oder des Rückschritts uns entscheiden, aber der freie Mann steht über seiner Partei, und diese Stellung, welche man auf den ersten Anblick für eine schwierige halten könnte, ist nichts weniger als das; sie einzunehmen ist die leichteste Aufgabe, die sich denken läßt, wenn

man erwägt, daß die Partei wegen der nothwendig großen Allgemeinheit ihres Begriffs dem Streben des Einzelnen nicht hinderlich sein kann und die Individualität sich nicht verläugnen läßt. Und Interessen, Ihr Herren, am allerwenigsten die Eurigen, soll ein richtiger Poet nun vollends nicht verfechten. Die Kunst, der Satz ist bekannt, ist sich selber Zweck, und wenn sie fördersam auch für die Befreiung des Menschengeschlechts wirkt, so ist das unbewußt. Ein Dom, der erbauet wird, kann den frommen Glauben, sollte man meinen, nicht fördern, und doch thut er es und hat es gethan — fragt nur den Kölner Dom, er weiß ein Lied von alten Tagen bis auf die neueste Zeit herab zu erzählen. Unsichtbar ist das Walten des Schöpfers, ihm gleicht das des Genius. Er gibt sein Werk — es mag und wird von selbst seine Bestimmung finden.

Wir sind weit davon entfernt, liebe Betty, auf wahre Freiheitssänger zu schelten; denn wir sagten ja oben, die Freiheit sei das Objekt der Dichtung, und wir fügen noch hinzu, sie ist das wahre Element des Dichters. Aber Zeit ist es, hohe Zeit, dagegen zu opponiren, daß der Handel und Wandel auf dem Markte der Tagesbegebenheiten sich Uebergriffe erlaube in die Propyläen der schönen Wissenschaft.

Als mit dem Wiedererblühen deutscher Wissenschaft auch die deutsche Poesie wieder Lebenszeichen von sich zu geben begann, hatte man beinahe vergessen, daß jemals ein Poet auf dieser Erde gewandelt. Es war dies die Zeit der größten Naivetät und Un-

befangenheit. Der ehrsame Bürger dachte an keinen Ungehorsam gegen seinen Vorgesetzten, der wohlweise Rath der Städte regierte durch Wort und Blick und verstand vielleicht kaum den eigenen Namen aufs Papier zu kritzeln, der vereinsamte Gelehrte mußte seine Weisheit in alten verräucherten Pergamenten in den Thaten von Völkern, die Jahrhunderte bereits vor ihm verstiebt waren, schwerfällig suchen. Man schien vergessen zu haben, daß die Gegenwart auch ein Stück der Geschichte schreibe und hielt für die einzige geschichtliche Person der Gegenwart vielleicht den Monarchen, unter dessen Herrscherlaunen man sich beugte. Gedichte gab es — aber sie wurden Carmina genannt. Zierlich, scherzhaft und gelehrt klangen die ersten Weisen, welche die schöne Kunst in diese Perrückenzeit versandte, sie waren so naiv, wie das deutsche Volk selbst; man kannte die Censur nicht, sie war überflüssig, und wenn ja einmal irgend ein Spottgedicht unterdrückt wurde, so hat die Nachwelt nichts daran verloren. Mit der wachsenden Aufklärung, mit dem erwachenden Selbstbewußtsein der Nation wuchsen und erwachten die Künste. In mächtiger Art durchschütterte die französische Revolution unser deutsches Vaterland. Bisher von dem geistigen Verkehr der Nachbarstaaten abgeschnitten, traten wir zum erstenmal wieder seit langer Zeit mit großen, fremden Nationen in engere, wenn auch feindselige Berührung. Wir sahen, daß außerhalb der Gränzen unsers deutschen Kaiserreichs Nationen existirten, die in ihren Institutionen und in der Wissenschaft uns weit hinter sich

zurückgelassen hatten. Wir erkannten, daß sein Vaterland lieben nicht heißt, in geduldiger Apathie, nur um die eigene philiströs-behagliche Existenz bekümmert, Gott und den Fürsten einen guten Mann sein lassen; der Name Freiheit klang vielleicht zum erstenmal fremdartig und doch bekannt, wie die Reminiscenz aus einem alten vergessenen Traume, an unser Ohr. Noch verstanden wir den Sinn dieses Namens nicht ganz, das durch Jahrhunderte in uns erwachsene Vorurtheil konnte nicht mit einem Schlage vernichtet werden, wir bedurften der Sammlung, wir mußten die Begriffe erst in uns zurecht legen, ehe wir einsahen, daß die Amme der Gewohnheit uns nicht nährende Milch, sondern langsam einschläferndes Gift gereicht hatte. Zu dieser Einsicht verhalf uns zunächst die vorgeschrittene Regsamkeit der deutschen Wissenschaft und die Blüthe derselben, die deutsche Kunst. Sie that dies unbewußt, und eben deshalb, weil sie fern von jeder Absichtlichkeit war, um so sicherer und zuverlässiger; sie rief weder Eiferer, noch erbitterte Gegner hervor, sie riß alle Parteien, weil sie nur das Schöne bezweckte, und dies allgemeine Bewunderung erregen muß, zu gemeinsamem Enthusiasmus hin und bereitete so für ihre segensreichen Wirkungen der Aufklärung Alles ohne Unterschied auf gleiche Weise vor.

Wir haben jetzt einen ferneren Schritt vorwärts gethan, wir sind zu der Erkenntniß gekommen, daß die Theorie nur um der Praxis willen da sein soll, der Gelehrte ist aus seinem Studirzimmer hinaus in das freie Leben getreten. Hier sind zwei Klippen zu

vermeiden: die eine, das zu ängstliche Festhalten an der Theorie, die andere, die übermäßige Schätzung der Praxis. Wir dürfen weder als wissenschaftliche Pedanten die Verhältnisse des Lebens auffassen, noch sollen wir absehen von allen Principien — die Mitte zwischen beiden Extremen zu halten ist nicht leicht. Und daß dies der Fall, das hat der allgemeine Geschmack, das hat die Kritik und das haben die jungen Poeten bewiesen, indem sie die treue Gefährtin, die ihnen das Geleit bis auf den Höhenpunkt ihrer jetzigen Bildung gab, treulos im Stiche ließen.

Der allgemeine Geschmack, sag' ich, hat eine der Dichtung abholde Richtung eingeschlagen, er hat von seinem Paniere, das in der klassischen Zeit die Worte Wahrheit und Dichtung trug, das zweite Wort gestrichen. Die Konsequenzen des Verstandes sind auf Kosten des Gefühls überwiegend geworden, man fängt an zu vergessen, daß Vernunft nur da ist, wo Herz und Kopf auf der richtigen Stelle sitzen. Die bildenden Künste Malerei, Bildhauerei und Mimik haben das vor der Dichtkunst voraus, daß sie das Interesse, ohne dasselbe auf Nebenzwecke zu leiten, immer wieder auf sich selber sammeln. Eine Statue, ein Gemälde kann keine politischen Ansichten verfechten, der Dichter kann — leider! — Tendenzen haben. Aber er soll es nicht; und wenn er selbst eine freiere Institution in's Leben einführen könnte, er darf der Freiheit seiner Kunst dies Opfer nicht bringen. Ich wiederhole, es ist leider zu oft geschehen! Beweisen dies nicht die Zwittergeschöpfe französischer Romantik, die

in den letzten Jahren in unzähligen Uebersetzungen auch von deutschen Lesern verschlungen wurden, die sogenannten Romane Eugen Sue's? Nein, sagen Sie nicht, verehrtes Fräulein, dieser Eugen Sue habe die Poesie der untern Stände, der armen Leute geschaffen. Jene Schilderungen aus dem modernen Spitzbuben- und Hetärenleben mögen treffend und wahr sein, neu sind sie nicht. Sie waren im Gil-Blas und in den Bulwer'schen Romanen längst gegeben, und nur den pikanten Reiz des Lokalen hat Sue voraus. Seine Tendenzen sind deutlich genug aufgetragen; er schrieb um das Loos der arbeitenden Klassen zu bessern und trat, um eine feindselige Priesterpartei zu stürzen, geradezu mit einer politischen Partei in Coalition. Er verkaufte seine Feder, und wenn auch das Edle seines Strebens Anerkennung verdient, so ist es doch kein künstlerisches zu nennen. Wer wollte sagen, daß der ewige Jude oder die Mysterien ein Kunstwerk wären? Wo bleibt die Einheit der Idee, wenn publizistische Maximen, bogenlange Abhandlungen über Kranken-, Irren- und Arbeitshäuser nur der Kern sind, der durch die Folie des poetischen Beiwerkes gehoben werden soll? Ihr zürnt der Propaganda, die ihre Traktätchen dem Volke vertheilt, und schmeichelt Ihr Eure Ansichten nicht auf eine gefährlichere Weise beim Volke ein? Ihr verdammt den Satz, der Zweck heiligt die Mittel, und sind nicht jene Traktätchen in ihrer trocknen, sich rein an die Sache haltenden Sprache aufrichtiger, als Eure Freiheitsbüchlein, die Ihr mit Poesie verzuckert dem Volke bietet? Ist das Volk

nicht verständig und herangewachsen genug, daß Ihr statt des freien, schlichten und männlichen Wortes dergleichen Ueberredungskünste gebrauchen müßtet?

Wenn solcher Geschmack an der Tagesordnung ist und geflissentlich durch weitverbreitete Journale geschürt und entflammt wird, so muß darunter die Würde, die Freiheit der Dichtung leiden, und um so mehr, je mehr auch die Kritik, welche sich über die Gränzen des Schönen hinauswagt und an die Formen des Bestehenden in Staat und Kirche ihren Maaßstab anlegt, dieser Geschmacksrichtung Vorschub leistet. Müssen wir denn, frag' ich wiederholt, um eine neue Freundin zu gewinnen, das Verhältniß mit der alten, geprüften, nothwendig aufgeben? Muß die Nation, seitdem sie zum politischen Selbstbewußtsein erwacht ist, nunmehr das Gesicht nur in ernste, berechnende Falten legen und ist ihr kein heiterer Zug verstattet? Läßt sich der Ernst, auch in bedrängten Lagen, nicht mit einem heitern Gemüthe paaren? Man schlägt die Ergebnisse des politischen Fortschrittes mit Recht sehr hoch an, aber man belügt sich selber, wenn man sagt, wir können zu dem Streben reiner Kunst die Zeit nicht erübrigen, man handelt hinterrücks, wenn man ausspricht, die Kunst soll uns jetzt dienen, den Fortschritt zu erobern.

Die Resultate dieser Ansichten konnten für die schöne Wissenschaft nicht ausbleiben. Der Geschmack der Zeit bildet ihre Söhne. Die jungen Poeten haben keine besondre Schule durchgemacht. So kommt

es, daß der junge Poet eher den Weltschmerz, als die Welt kennt, eher zum Tadel und Zorne kommt, als zum Verständniß und Begreifen. Und so fehlt ihm die Basis der Wissenschaft, auf welcher nun denn doch einmal die Dichtung aufgebauet sein muß, so verkennt er seine Stellung seinen Zeitgenossen gegenüber und verliert aus Ueberschätzung seiner eigenen Fähigkeiten und Geringachtung fremder Kräfte diejenige edle Bescheidenheit, ohne welche jede Selbstkritik unmöglich ist.

Wenn wir sonach der jüngern Generation den Vorwurf der Voreiligkeit, der Frühreife machen, so sind wir doch auf der andern Seite keine „Ruhmredner vergangener Zeiten." Wir wollen nicht unbedingt der idealen Richtung der früheren Jahre huldigen, aber auch nicht dem reinen Streben des Materialismus feindlich entgegentreten. Alles was die Zeit bringt, sei genützt und geistig verarbeitet, nur müssen wir den Geist der Materie begreifen lernen und dadurch sie beherrschen. Für Täuschungen, auf denen unsere religiöse und bürgerliche Existenz bisher mit ihren tiefsten Wurzeln ruhete, und welche uns der entfesselte Geist der Aufklärung nahm, müssen wir eine andere ideale Basis haben; fortlaufend und nicht zerstückt müssen diese geistigen Elemente an einander gereihet werden. Wir sollen aber auch nicht völlig den früheren Standpunkt vergessen; etwas Gutes, etwas Wahres muß auch in den früheren Ansichten gelegen haben. Weshalb sollen wir das Gute mit dem Schlechten verwerfen? Sollen wir die deutsche Treue, das

deutsche Herz und Gemüth für die Vortheile aufgeben, welche uns das feine und gebildete französische Staats- und Gesellschaftsleben bietet? Müssen wir der staatlichen Entwickelung das Interesse an der Kunst zum Opfer bringen?

Halle,
Druck von Fr. W. v. Colbatzky.

In derselben Verlagshandlung erschienen früher:

Kleine Schriften

von

R. E. Prutz.

1847. 44 Bogen. 2 Bde. 8. geh. 3 Thlr.

Shakspeare's Macbeth

erläutert und gewürdigt

von

Robert Heinrich Hiecke,

Conrector und Professor am Gymnasium zu Merseburg.

10 Bogen. gr. 8. geh. 3/4 Thlr.

Diese Abhandlung des durch seine bisherigen Leistungen rühmlichst bekannten Herrn Verf. fand seit der kurzen Zeit seines Erscheinens schon so allgemeinen Beifall, daß es überflüssig sein möchte, hier noch etwas Weiteres zur Empfehlung obiger Schrift anzuführen.

Ausführlicher und aufs Günstigste beurtheilt wurde diese Schrift bis jetzt schon: Theater-Chronik Nr. 36. — Berl. Literat. Nr. 39. — Hall. Literat. Zeitung Nr. 151. u. 152. — Grenzboten. — Cölner Zeitung. — Marbachs Literatur- und Kunstbericht Nr. 35. — Zeitung für spekulative Philosophie. 1846. 1s Heft. — Blätter f. Literar. Unterhaltung 1846. Nr. 295. 96. —

Der Herr Verf. hat versucht, Freunde der Poesie, welchen zu umfassenderen Kunststudien die Muße gebricht, vom Standpunkt der neuern Aesthetik aus in das Verständniß einer der

größten dramatischen Schöpfungen einzuführen. Mit Rücksicht auf das Bedürfniß jüngerer Leser hat er dabei einen methodischen Fortschritt vom Leichtern zum Schwierigern beobachtet und zuerst den Gang der Handlung verfolgt, dann sämmtliche Charaktere entwickelt und endlich die Idee des Stückes dargelegt. Auf diese zergliedernde Betrachtung folgt die kritische Würdigung, wobei das Verhältniß des Shakspeare'schen Werkes zu der alten Macbeth-Sage und zu der Schiller'schen Bearbeitung für die deutsche Bühne ausführlich zur Sprache kommt.

Das heilige Land
und die angrenzenden Landschaften.

In anschaulichen Schilderungen

dargestellt von

Ferdinand Bäßler,
Diaconus zu Freiburg a. d. U.

13 Bogen kl. 8. geh. 1/2 Thlr.

Der Herr Verf. sagt in der Vorrede: „Christlichen Religionslehrern zunächst, welche mit mir von der Nothwendigkeit einer deutlichen Anschauung des biblischen Schauplatzes überzeugt sind und für dieses Bedürfniß noch nicht hinreichende Abhülfe gefunden haben, hoffe ich durch vorliegende Darstellung einigen Dienst zu erweisen. Zugleich aber war mein Bestreben, dieselbe nach Inhalt und Form geeignet zu machen, um gebildeten Lesern überhaupt ein Interesse für diesen Gegenstand abzugewinnen oder zu befriedigen. Sie soll ein Lesebuch sein, welches zwischen Lehrbuch und Reisebeschreibung die Mitte hält. Mit dem ersteren hat sie den didaktischen Zweck und den planmäßigen Gang gemein; der letzteren dagegen nähert sie sich, insofern sie durch die Absicht eine zusammenhängende, stetig von Punkt zu Punkt fortrückende und vorzugsweise dem Malerischen zugewendete Schilderung giebt."

60613203